

7. Herausforderungen und strukturelle Erschwernisse

Nach den positiven Aspekten von Co-Parenting folgen nun mögliche Schwierigkeiten. Co-Eltern-Familien sind, da unterscheiden sie sich nicht von anderen Familien, nicht immer nur das Paradies auf Erden. Dort wie hier gibt es immer auch Herausforderungen, Schwierigkeiten, zu lösende Probleme, und es kann auch einmal zu Auseinandersetzungen, Streit oder Konflikten kommen. Dies ist immer so, wenn Menschen auf Menschen treffen, und es ist häufig so, wenn es mehr zu tun als vorhandene Zeit gibt, etwa bei der Vereinbarkeit von Berufstätigkeit und Sorgearbeit (und womöglich Selbstsorge). Auch zeitlich und emotional herausfordernden Phasen wie eine Familiengründung plus Umzug, Wohnungsvergrößerung oder Hausbau plus Erwerbstätigkeit und anderes mehr können die Nerven verletzlicher und die Streitanfälligkeit größer machen.

Oft werden Schwierigkeiten von Außenstehenden auf die als normabweichend betrachtete Beziehungsform – etwa: Co-Eltern-Familien – kurzgeschlossen, ohne zu sehen, dass in romantischen und anderen Beziehungen die gleichen oder ähnliche Probleme auftreten können. Schwierigkeiten in der Kleinfamilie hingegen, wie Überlastung der Mütter, Erschöpfung, Unzufriedenheit, Unsicherheiten, Streit, Konflikte, Ungleichheiten, Abhängigkeiten usw., werden üblicherweise nicht auf die Beziehungsform (Liebes-)Paar zurückgeführt (ähnlich Schadler 2019: 86f.) und nur selten auf strukturelle Probleme, sondern oft auf individuelle Defizite und Minderwertigkeit (siehe oben; Hornscheidt 2018; Schott 2015: 22). Da dieses Zurechnungsmuster durch die hetero- und paarnormativen Matrices und die rechtlich institutionalisierte, ungleiche Anerkennungsordnung auch gesellschaftlich nahegelegt wird, verwundert es wenig, wenn auch die Einzelnen in eine solche Defizitlogik geraten. Doch dass sich das Leben nach einer Familiengründung meist grundlegend verändert und man sich, gerade beim ersten Kind, auch einmal

verunsichert oder sich vor große Herausforderungen gestellt sieht, dürfte allen frisch gebackenen Eltern bekannt vorkommen, egal in welcher Form sie leben. Bei Co-Eltern können sich die Gedanken dann aber auch um die eigene Form als mögliche Ursache drehen, auch wenn dem faktisch nicht so ist. Exemplarisch für viele, die bisweilen – zumindest kurzfristig – Verunsicherung oder einem Zweifel anheimfallen, steht der Co-Vater Gianni in einem Interview mit Tini von Poser (2018 [2017]):

»[D]ie ersten zwei Jahre sind für alle Eltern schwierig. Es ist eine große Umstellung. In meiner Welt war ich der erste und ich wusste nicht, ob die Problematiken häufig passierten, ob es allgemeine Probleme für alle Väter oder Probleme zwischen Christine [Co-Mutter, Anm.d.V.] und mir waren.«
(von Poser 2018 [2017])

In diesem Teilkapitel wird daher versucht, spezifische strukturelle Schwierigkeiten für Co-Eltern zu fokussieren und nicht primär allgemeine Herausforderungen des Elternwerdens und Elternseins. Dabei lassen sich viele Herausforderungen für Co-Eltern nicht immer von generell (zwischen-)menschlichen Herausforderungen trennen. Schließlich bewegen auch Co-Eltern sich nicht außerhalb gesellschaftlicher Strukturen und Geschlechterverhältnisse, was etwa deutlich wird mit Blick auf vergeschlechtlichte Arbeitsteilungen, ungleiche Sorgepraxen und anderes mehr.

7.1 Fehlende *role models*, mehr Aushandlung, (vergeschlechtlichte) Streitpotentiale

In der bürgerlichen Kleinfamilie des goldenen Zeitalters war einiges an Aufgaben, Tätigkeiten, Verhaltensweisen und Entscheidungsfindungen innerhalb der Familie klarer – so wird es jedenfalls bisweilen angenommen.¹ Dennoch gibt es auch in der modernen Kernfamilie Aushandlungen, Streit und Konflikte. Immerhin – und es sei dahingestellt, wie man dies

1 Dabei kann es sich allerdings auch um einen der ›Mythen‹ der Kleinfamilie handeln, die in Kapitel 3 erwähnt wurden, denn so klar und harmonisch war das Familienleben faktisch nicht. Und wer weiß, wie viele Frauen (oder auch Männer; Kinder allemal) sich gefragt haben, warum die Dinge in ihrer Familie und in anderen Familien so sind, wie sie sind. Ob sie so sein müssen, wie sie sind. Ob sie nicht auch anders möglich wären. Warum nur der etwas zu sagen habe, der das Geld nach Hause bringt und warum weibliche Hausarbeit nichts wert ist.

bewerten mag – gab es in bürgerlichen Schichten einige einigermaßen geteilte Vorstellungen über angemessenes Geschlechterrollenverhalten, geschlechterdifferenzierende arbeitsteilige Sorge- und Erwerbsbeteiligung und ausreichend Zeitschriften und Ratgeber für die ›gute Hausfrau‹ und die ›gute Mutter‹. Im Zweifelsfall brauchte sie auch nur die Nachbarn und deren Verhalten zu beobachten, wenn sie einmal unsicher war. Aus all den besagten Gründen ist dies heute nicht mehr so der Fall, vormals fraglose »Geschlechtergewissheiten« und Verhaltensvorgaben für Frauen, Männer, Mütter, Väter erodieren teilweise (Motakef et al. 2018). Schon allgemein gilt, dass Vorstellungen über ›geschlechtergemäßes‹ Verhalten aushandlungsoffener werden. Co-Eltern betrifft dies zudem besonders, da ihnen auch nicht die veränderten ›Liebes-Paar-‹ und ›Normal-Familien-Skripte‹ zur Verfügung stehen. Bei der Familienanbahnung können sie nicht auf ein romantisches Leitbild und ein bestimmtes Ablaufmuster zurückgreifen,² noch weniger bei der faktischen Familiengründung, also der Zeugung des Nachwuchses, und auch nicht bei der Gestaltung ihres Familienalltages. In allen Bereichen ist es an den Co-Eltern, die Abläufe und Regeln für sich zu finden und auszuhandeln, auch wenn sich dabei die eine oder andere Normalisierung findet (siehe Kapitel 7.3). Diese Aushandlungsnotwendigkeit mag mit an der relativen »institutionellen Freiheit« dieser Familienform liegen, also ihrer fehlenden gesellschaftlich-normativen Bestimmung. Nach Harry Blatterer (2015) ist die Beziehungsform der Freundschaft durch »institutionelle Freiheit« gekennzeichnet, da sie im Gegensatz zur romantischen Liebesbeziehung weniger institutionell bestimmt sei. Zwar sind auch Ehe und Familie seit den 1970er Jahren deinstitutionalisiert worden, wie etwa Tyrell bereits 1988 herausarbeitete. Sie bleiben aber in vielen Aspekten institutionalisiert. Das Konzept von Blatterer kann dennoch als Anregung dienen, denn die Co-Eltern-Beziehung ist oft eine freundschaftliche Beziehung und diese ist formal wie in den normativen Erwartungen kaum institutionalisiert. Daher zeichnet sich Freundschaft durch eine gewisse zusätzliche »institutionelle Freiheit« aus. Nachfolgend werden einige Aspekte erwähnt, die sich hieraus für Co-Eltern-Familien ergeben können.

2 Wobei verschiedentlich auch die Findungsgeschichte der Co-Eltern ›romantisch‹ gerahmt wird, etwa indem die Schicksalhaftigkeit der Begegnung und die Einzigartigkeit des Co-Elterns herausgestellt werden. Dies zeigen auch Bender/Eck (2020). Deutlich wird, wie tief der romantische Komplex normativ und gesellschaftlich verankert ist.

Zur alltagspraktischen Mühsamkeit umfänglicher Diskussionen und Aushandlungen

Ein wichtiger Punkt ist die Mühe und bisweilen Mühseligkeit, die mit alltäglichen Aushandlungen und Aushandlungsnotwendigkeiten verbunden sein können. Routinen werden zwar manchmal belächelt oder als strukturkonservativ und innovationsverhindernd kritisiert, zugleich sind Routinen aber auch handlungsentlastend. Hätten wir keinerlei Routinen, müssten wir jede Handlung permanent neu durchdenken und begründen, wären dabei schnell überfordert und bald handlungsunfähig. Die Situation in den Co-Parenting-Familien und in anderen Familien findet sich wohl irgendwo in der Mitte: Es gibt bereits Routinen, einige werden gerade ausgehandelt und andere werden irgendwann auch wieder verworfen. Mit der Bereitschaft zu Aushandlungen wird nun die Anpassung an neue Situationen erleichtert, aber der Alltag wird auch aufwendiger. Man muss sich vielleicht nicht permanent neu erfinden, aber es sind doch viele Dinge, die besprochen werden müssen. Allerdings ist das auch bei romantischen Paarbildungen der Fall, sobald der Alltag oder Teile dessen geteilt werden, und alle neu gegründeten Familien müssen erst einmal ihre Abläufe finden.

Bei Co-Eltern mag dies noch ausgeprägter sein, da zum Beispiel keine gemeinsame Wohnung vorhanden ist und so viele Alltagsentscheidungen zusätzlich erforderlich werden. Noch ausgeprägter ist der Abstimmungsbedarf üblicherweise bei Co-Parenting-Familien mit mehr als zwei Eltern, allein schon aus Gründen der Zahl: Drei Köpfe heißt oft drei Meinungen, zwei Köpfe nur zwei (wobei auch in einem Kopf mehrere Meinungen existieren können, gerade bei ambivalenten Phänomenen und eigentlich bei allen Entscheidungsfragen).

Ist schon das Dauerreflexionsgebot, wie bei der Liebe erwähnt, bisweilen anstrengend, so ist es das Daueraushandlungsgebot ebenso. Die Beteiligten brauchen auf jeden Fall den Willen, alles zu bereden, auszuhandeln und abzusprechen. So betont Jochen König mehrfach: »[W]ir alle wissen, dass wir darüber zu dritt immer wieder sprechen müssen.« (König 2015; 167) Daneben brauchen die Beteiligten auch die entsprechende Kompetenz, alles immer wieder ausdiskutieren und gemeinsame Entscheidungswege zu finden. So sagt Jochen König: »Uns ist klar, dass wir immer im Gespräch und dabei kompromissbereit bleiben müssen.« (König 2015; 168)

Dass fehlende Kompromissbereitschaft zu Streit führen kann, wird später noch erwähnt. Aber bereits eine permanente Diskussion und Aushand-

lung sämtlicher Angelegenheiten kann aus zeitlichen und organisatorischen Gründen schwer zu realisieren sein, da angesichts der Normalarbeitszeiten, Fahrtzeiten und Schlafzeiten schon an die 16 Stunden täglich gebunden werden, die Kinder mit Essen, Pflege und Aufmerksamkeit zu versorgen sind und man irgendwann müde und erschöpft auf dem Sofa einschläft, noch bevor die Abendnachrichten überhaupt begonnen haben (dies ist allerdings wieder ein familienformunabhängiges Phänomen).

Doch auch jenseits zeitlicher Beschränkungen ist nicht immer eine unbegrenzte Gesprächsbereitschaft bei allen Beteiligten gegeben. Exemplarisch Lina Lau-Mann, für die umfassende Absprachen und Transparenz unter allen Beteiligten sehr wichtig sind, während die drei anderen Eltern dies unterschiedlich ausgeprägt teilen. Lina Lau-Mann bedauert, dass die vier Eltern gemeinsam

»halt wenig sprechen und uns wenig unterhalten [...] es gab nie ähm sagen wir mal, so Familientreffen. Ich hatte mir das gewünscht, aber ich hatte keine Motivation, es immer anzuleiern und dann kam von den anderen dreien da nicht viel und dann hab' ich das auch gelassen. Also für mich war das immer ein bisschen mühsam, als Großfamilie zu agieren, weil ich nicht wusste, wie«.

Später wird noch deutlich, dass die Väter anders als Lina Lau-Mann nicht alles zwischen allen vieren besprechen und ausdiskutieren wollen. Solche unterschiedlichen Sichtweisen können zu inhaltlichen Differenzen führen. Sie zeigen aber auch unterschiedliche Haltungen und Einstellungen und deren nicht übereinstimmende Bewertungen, etwa im Deutungs(macht)kampf »unentspannt« versus »ignorant« (siehe unten). In dieser wie in jeder Notwendigkeit zur permanenten Aushandlung und Begründung steckt also immer auch einiges an Macht- und Ungleichheitspotential. Nicht zuletzt kann man auch bis zur Erschöpfung und zum Burnout diskutieren. Die meisten hören aber wohl irgendwann vorher damit auf.

Ansprüche an aktive Eltern-/Vaterschaft zwischen Intimität und Ausschluss

Ambivalenzen werden auch deutlich mit Blick auf die Erwartungen an eine aktive Vaterschaft, also eine väterliche Beteiligung an der Sorgearbeit auf der einen Seite und einer dadurch womöglich beeinträchtigten Intimsphäre auf der anderen Seite. In einer romantischen Liebesbeziehung ist große Nä-

he – körperlich, räumlich, geistig, emotional – wichtiger Teil des normativen Skripts, während dies bei Co-Parenting gerade ausgeschlossen ist. Zugleich besteht häufig die Erwartung der Väter und an die Väter, sich egalitär oder zumindest wesentlich an der Sorge und am Familienleben zu beteiligen. Beginnt man bei der Schwangerschaft, so will die werdende Mutter vielleicht nicht ihre körperlichen Erfahrungen mit dem Co-Vater teilen, und umgekehrt sind Co-Väter nicht immer sehr darauf erpicht (was auch für romantisch liebende Väter manchmal zutrifft). Gleichermaßen gilt dies bei der Geburt selbst, bei der Liebes-Paar-Väter zunehmend mit anwesend sind. Bei Co-Vätern kann dies allen Beteiligten schon einmal zu viel der Intimität werden. Auch wenn die Mutter stillt, kann die Frage nach dem richtigen Ausmaß an Nähe und Distanz aufkommen. Vom ersten Befruchtungsversuch bis zum Abstillen und noch länger kann es also zu Unklarheiten, Unsicherheiten und Ambivalenzen kommen, wer sich für sich wie viel Beteiligung, Nähe und Intimität wünscht, einfordert, ablehnt oder stillschweigend entzieht und wie sich dies mit Blick auf die weiteren Beteiligten verhält. Oft sind die Haltungen und Handlungen auch ambivalent.

Nun kann sich die Situation für alle Eltern als herausfordernd erweisen: Co-Väter wie Väter in einer Liebesbeziehung fühlen sich anfangs, nach der Geburt des Kindes, nicht selten etwas ausgeschlossen, da sie eine enge körperliche Bindung des Kindes an die Mutter wahrnehmen. In romantischen Liebesbeziehungen kann dies die Paarbeziehung herausfordern, beim Co-Parenting ergeben sich eher Verhaltensunsicherheiten: Sind die Väter abwesend, müssen die Mütter in der Zeit nach der Geburt alles alleine regeln und erledigen (oder sich Unterstützung von Partnerin, Freund*innen, Eltern organisieren). Sind sie häufig anwesend, kann es als Beeinträchtigung der Intimsphäre wahrgenommen werden. Allerdings ist die Zeit nach einer Geburt für alle Familien oft eine Phase, in der neue Routinen gefunden werden müssen. Nach anfänglichem Ausprobieren und Herausfinden stellt sich meist irgendwann eine neue Normalität ein. Exemplarisch berichten Norbert Noon und Olaf Ohm über die Zeit nach der ersten Geburt und die Herausforderungen in Sachen Intimität:

Norbert Noon: [D]ann sind wir zwei als F, nicht also als Fremde nicht wirklich, aber wir waren dann natürlich auch immer bei den Damen äh im Haus. Und hingen dort rum quasi. Und das war dann schon irgendwann so'n bisschen blöd, weil wir, wir waren immer bei denen, wir waren dann immer da und dann war's denen dann auch ein bisschen viel, weil du hast das Kind

und dann hängen jetzt noch die Papas da rum. Die jetzt auch grad nicht viel machen können. Das war jetzt nicht richtig Scheiße, aber das war auch so'n bisschen 'ne Situation, mit der alle erst mal

Olaf Ohm: Privatsphäre

Norbert Noon: Ja, völlige Privatsphäre

Olaf Ohm: Schlafzimmer und dann hast du da plötzlich zwei fremde Männer

Norbert Noon: die an deinem Bett sitzen und dir zugucken, wenn du deine äh äh Brust [rausholst.

Olaf Ohm: [Das Kind stillst.

Norbert Noon: Also das, das war so 'ne Situation, mit der wir alle erst mal irgendwie umgehen mussten, weil das kannten wir auch nicht.

›Also da gab's jetzt ja keinen Leitfadent‹ – Von fehlenden Vorbildern und Dauer-Pionieren

Ein Aspekt, der oft zu hören und zu lesen ist, umfasst fehlende Vorbilder und mangelnde *role models*, an denen man sich selbst oder als Familie orientieren oder auf die man im Gespräch mit anderen verweisen könnte. In engem Zusammenhang damit und mit der oben genannten ›institutionellen Freiheit‹ (Blatterer 2015) steht die Notwendigkeit, ›alles‹ für sich und in der Familie neu erfinden und finden zu müssen. Damit sind viel Arbeit und Beziehungsarbeit verbunden, weil es eben keine vorgegebenen Muster gibt. Fragen stellen sich viele, bei Mehreltern etwa: Wer soll die gebärende Mutter werden, wer der genetische Vater, wer soziales Elter? Bei allen ist erst einmal offen: Wer soll welche Rolle einnehmen? Wer soll sich wie intensiv woran beteiligen? Dies ist sicherlich auch bisweilen anstrengend, und man muss einen Konsens finden.

Wenig Unstimmigkeiten gibt es hingegen dahingehend, als sich viele Co-Eltern häufig wörtlich als ›Pioniere‹ bezeichnen, oft umschreiben sie auch dieses Phänomen. Exemplarisch die Vier-Eltern-Familie Lau-Mann/Noon-Ohm, die an verschiedenen Stellen konsensuell darauf verweisen. Ebenso der bereits erwähnte Co-Vater Gianni. Er fragte sich im Kontext der erwähnten Unsicherheit mit Blick auf die Familienform, ob die von ihm wahrgenommenen Schwierigkeiten alle Eltern treffen, alle Väter oder nur ihn und Co-Mutter Christine. Dabei kam er im Interview mit Tini von Poser (2018 [2017]) zu dem Schluss:

»[E]s ist kein Problem der Regenbogenfamilie, sondern der Pioniere. Wir sind die ersten, die das machen, daher gibt es auch Problematiken, die wir nicht kennen.« (Ebd.)

Gleichwohl lassen sich die Familienform Co-Parenting und das Pionier*innen-Dasein nicht leicht voneinander trennen: In verschiedener Hinsicht existieren keine interaktiven Routinen und noch häufiger fehlen institutionelle Regeln und Routinen, zum Beispiel auf Ämtern, im schulischen oder medizinischen Kontext – angefangen von vorgeburtlichen Untersuchungen bis mindestens zum Abitur der Kinder. Exemplarisch Norbert Noon, der für die ganze Familie spricht: »Unser komplettes Leben ist ja immer ohne Vorbilder«. Olaf Ohm erzählt nochmals über die Zeit nach der ersten Geburt, als die Väter häufig bei den Müttern im Schlafzimmer waren:

»Plötzlich waren wir dann auf einmal ständig da. Also da hatten die auch dann erst mal mit verständlicherweise ein bisschen äh zu kämpfen. Wir hatten jetzt ja auch vorher keine Bücher gelesen, ›Wie gehst du um mit Vätern, die nicht in deinem Haus wohnen‹. Also da gab's jetzt ja keinen (lachend) Leitfaden. Ähm ja, also das war für uns alle auch 'ne Situation, die jetzt nicht schlimm war, aber die wir erst mal lernen mussten und die für die Mädels sicherlich manchmal ein bisschen anstrengend war.«

Interessanterweise findet trotz der Betonung dieser Pionierleistungen und der fehlenden ›Vorbilder‹, weshalb nicht auf bestehende Handlungsorientierungen oder gar auf umfassende Ratgeberliteratur zurückgegriffen werden kann, häufig aber auch eine Normalisierung der Familie statt. Beides ist also gleichzeitig möglich – eine weitere Ambivalenz.

Mehr Freiheit, mehr (Wandel-)Möglichkeiten, mehr Kompromissbedarf, mehr Fliehkräfte

Schließlich, und dies ist bereits angeklungen, bergen die größere »institutionelle Freiheit« und die fehlenden Vorbilder nicht nur mehr Möglichkeiten, wie alles sein könnte, also eine gewisse Kontingenz. Sie beinhalten daneben ers- tens auch mehr »potentielle Störvariablen« oder neutraler ausgedrückt, mehr Wandelmöglichkeiten. Dies ist immer so (alles Leben ist Wandel), aber bei mehr Beteiligten, also etwa in Mehrelternfamilien, gibt es schon rein quantitativ mehr Veränderungsmöglichkeiten. Auch ist nicht alles von vornherein

festgelegt und bekannt. So schreibt Jochen König über seine Bedenken vor der Familiengründung:

»Es wird immer wieder Themen geben, an die wir vorher nicht gedacht haben. Es ist nie möglich, alle Eventualitäten vorherzusehen und vorher zu besprechen. Jede noch so stabile Familie kommt in unvorhergesehene Situationen, in denen flexibel reagiert und unter Berücksichtigung aller Beteiligten Entscheidungen getroffen werden müssen. Eventuell müssen wir unsere Pläne nachjustieren.« (König 2015: 169)

Zweitens kann die größere inhaltliche Unbestimmtheit auch mehr Notwendigkeiten beinhalten, Kompromisse zu finden. Gelingt dies nicht im Konsens, so kann es auf Kosten einer Person gehen – der klügeren, die nachgibt, oder der schwächeren, der wenig anderes bleibt.

Um einige Beispiele zu nennen: Ist in der Co-Parenting-Familie einmal ein stabiles Gleichgewicht gefunden, kann es durch die Arbeitslosigkeit oder Erkrankung einer Person, durch einen Todesfall in deren Umfeld, durch ein neues Jobangebot in einer völlig anderen Stadt oder durch manch anderes wieder in Frage gestellt werden. So werden die Anforderungen des Arbeitslebens mehr und schwerer zu vereinbaren, wenn nicht der Vater der Familienernährer ist und die Mutter ihm ›aus Liebe‹ oder mangels Alternativen nachzieht, sondern wenn die Erwerbstätigkeit von beiden (oder mehr) Co-Eltern gleichwertig und ökonomisch gleich notwendig ist. Es ist dann eben nicht mehr so leicht, den Familienwohnsitz zu verlegen als bei nur einer erwerbstätigen Person. Auch ist es erforderlich, dass sich alle abstimmen, an welchem Ort und in welcher Wohnform man das gemeinsame Familienleben gut leben kann, und zwar über Jahre hinweg.

Auch emotional ergeben sich durch mehr Personen mehr Änderungsmöglichkeiten, und mit steigender Quantität steigen auch potentielle Fliehkräfte: Wenn es mehrere Beteiligte gibt, können auch mehr freundschaftliche oder romantische Gefühle erkalten oder sich wandeln, Paare innerhalb der Co-Eltern-Familie können aufbrechen und auch Freundschaften können sich auseinanderleben. In diesem Tenor auch Jochen König:

»Gefühle können sich ändern, Beziehungen können zerbrechen. Oder sie können lange halten. Je nachdem ergeben sich natürlich auch Veränderungen innerhalb unserer Konstellation und für unser Kind. Coras Position bie-

tet daher reichlich Konfliktpotential und wir alle wissen, dass wir darüber zu dritt immer wieder sprechen müssen.« (König 2015: 167)³

Man braucht also ein gehöriges Ausmaß an geistiger und anderweitiger Flexibilität.⁴ Flexibilität kann Freiheit ermöglichen und eine Befreiung aus starren Vorgaben sein, aber auch eine immer neu zu lösende Aufgabe, ein Zwang und vielleicht gar eine Verdammnis – wie bereits Ulrich Beck mit Blick auf die »Riskanten Freiheiten« der Individualisierung schrieb (u.a. Beck/Beck-Gernsheim 1994). Wie groß sich das jeweilige Ausmaß von Freiheit oder Zwang und die subjektive Bewertung der Flexibilität jeweils gestalten, kann sich zwischen den Personen, in verschiedenen Lebensphasen, je nach Belastungen und anderen Ereignissen im Lebenszusammenhang unterscheiden.

Bei Familie Lau-Mann/Noon-Ohm scheinen die vier Co-Eltern unterschiedlich von Flexibilitätserfordernissen betroffen zu sein und sich auch unterschiedlich dazu zu verhalten und damit umzugehen. Aus Lina Lau-Manns Sicht, der im gemeinsamen Interview niemand widerspricht, hat das Frauenpaar bei der Familiengründung und in den gesamten letzten Jahren deutlich mehr Flexibilität an den Tag legen müssen als das Männerpaar. Lina Lau-Mann scheint dabei aus ihrer Perspektive insgesamt deutlich zu viel an Flexibilität abgefordert worden zu sein, zumal sie auch jemand sei, die »sensibel auch so auf Veränderungen reagiert«. Eine Familiengründung war ursprünglich nicht Bestandteil von Lina Lau-Manns Lebenskonzept. Dennoch hat sie sich als Folge einer demokratischen Entscheidung darauf eingelassen und ist seit vielen Jahren zeitlich und sozial am meisten zuständig für die Kinder und dabei äußerst sorgewusst. Einige Entscheidungsfindungen schildert sie aber durchaus als gewaltvoll. Auch widersprach die Entwicklung ihrem früheren Lebensplan und sie musste(n) sich immer wieder darauf einstellen:

»Also da gab's schon immer so viele unerwartete Projekte, später noch, als Marca kam, auch noch mal eins. Ähm ja die denen man sich da Herausforderungen denen man sich dann so annehmen musste.«

3 Cora ist die Partnerin der biologischen und rechtlichen (Co-)Mutter Marie.

4 Eigenschaften, die in dem von einigen seit etwa der Jahrtausendwende ausgerufenen »flexiblen Kapitalismus« allemal von Nöten seien.

Anders als das Männerpaar habe sich – aus verschiedenen Gründen – das Frauenpaar immer verändern müssen, auch wenn sie das in dem Moment vielleicht gerade nicht unbedingt wollten:

»[W]ir mussten uns immer wieder verändern. Und das fand ich schon so, also zu dem, dass man sich sowieso auch mal ab und zu verändern möchte, mussten wir das auch tun. Weil es dann auch wieder nicht geklappt hätte.«

7.2 Von Macht, Geschlecht und Ungleichheiten jenseits von Liebe als Legitimation

Das folgende und sehr gewichtige Thema klang bereits an: Ungleiche Machtverhältnisse und Ungleichheiten zwischen den Geschlechtern, vor denen offenbar auch Co-Parenting-Konstellationen nicht gefeit sind. Allerdings gibt es hier keine romantische Liebe, die die Geschlechterungleichheiten verdecken und legitimieren würde. Angesprochen werden Verantwortungsdiffusion, vergeschlechtlichte Arbeitsteilung, ungleiche Ansprüche, mangelnde Anerkennung und gewaltvolle Mehrheitsentscheidungen. Vergeschlechtlichte Ungleichheiten sind ein äußerst wichtiger Punkt, egal in welcher Beziehungsform. Dazu kann hier keine umfassende und vollständige Analyse folgen, es wird aber zumindest eine augenfällige Auswahl beschrieben.

Gemeinsam einsam? Zur alltäglichen und potentiell existenziellen Einsamkeit im Co-Parenting

Begonnen sei aber mit einer möglichen Einsamkeit trotz Co-Parenting. Wenn beim Co-Parenting zwei Personen (oder eine Person und ein Paar) sich die Elternverantwortung teilen, aber nicht durch Liebe verbunden sind und nicht zusammenleben, sind die je Einzelnen bisweilen in der gleichen Lage wie viele Alleinerziehende, nämlich allein.⁵ Man teilt sich die Verantwortung und Sorge für das Kind, aber man teilt nicht die Verantwortung, Sorge und Aufmerksamkeit füreinander, wie es die romantische Liebe vorsieht. Das kann im Alltag zu Überforderung oder Erschöpfung führen, was manch Alleinerziehenden oder »unter der Woche Alleinerziehenden« nicht unbekannt sein

5 Etwa bei den alltäglichen Erledigungen, zu Hause, bei der konkreten Sorge für das (kleine) Kind. Nicht gemeint mit »alleine« ist, dass es keinerlei Freunde, Eltern, Bekannten und andere wichtige Personen gäbe.

dürfte. Man denke an Situationen, wenn man drei oder fünf Tage und Nächte alleine für das Baby oder Kleinkind sorgt. Diese Erfahrung beschreibt auch König anschaulich. Ihm ist es sehr wichtig, stets zu betonen, wie glücklich er mit seiner Tochter ist. Gleichzeitig bekennt er aber auch:

»Ich finde es sehr wichtig, auch über Überforderung zu sprechen und über die Momente, in denen ich weinend auf dem Küchenfußboden saß.« (König 2015: 151)

Man kann sich zwar als Co-Parent, wie König oben zitiert wird, nicht darüber streiten, wer denn jetzt »den Windeleimer« runterbringt. Aber man muss eben den Windeleimer *immer* selbst runterbringen. Was nicht immer so einfach ist, wenn das Kind gerade weint, weil es Hunger oder Bauchweh hat, oder man selbst mit Grippe im Bett liegt.

Das Gefühl alltäglicher Einsamkeit und des Alleinseins thematisiert auch Jochen König: »Es kann passieren, dass wir uns in unserer Konstellation jeder für sich allein fühlen.« (König 2015: 167) Zudem ist es möglich, von einem umfassenden Gefühl existenzieller Einsamkeit und Bodenlosigkeit heimgesucht zu werden. Selbst wenn eine romantisch geliebte Person dieses Gefühl nicht grundsätzlich abschalten kann, so verspricht sie zumindest dessen Linderung. Ein Co-Elter verspricht dies noch nicht einmal. Es können schließlich auch zwei oder mehr »metaphysische Einsamkeit[en]« (The School of Life 2018: 54) aufeinandertreffen.

Mehr Schultern im ›ganzen Dorf‹, doch manche tragen weniger von des anderen Last

It takes a village to raise a child ist ein (angebliches) afrikanisches Sprichwort, wonach man ein ganzes Dorf braucht, um ein Kind großzuziehen. Viele positive Aspekte, die darin anklingen, wurden in Kapitel 6 unter Vorteilen zusammengefasst, wie sie sich vor allem in Mehrelternfamilien zeigen. Allerdings kann man auch Schattenseiten der größeren Zahl ausfindig machen. Hier wären komparative Größennachteile zu nennen, die vor allem in einer Verantwortungsdiffusion bestehen. Dabei gibt es keine Liebe, die als Bindungskitt wirken könnte.

Es ist ein nicht unbekanntes Phänomen, dass sich Väter nach der Geburt von Kindern aus der »normalfamilialen« Hausarbeit und Sorge zurückziehen, obwohl die Liebe zur Frau/Mutter und deren Anerkennung ihrer konkreten Bedürfnisnatur dies gerade nicht gebieten würden. Aber Erwerbsar-

beit, Unabkömmlichkeitsvorstellungen oder latente Unlust lassen den einen oder anderen die Bedürfnisse der Partnerin übersehen, sie manchmal sogar sprichwörtlich mit den Füßen treten – einerlei, ob bei Zweiverdiener-Paaren (Wimbauer 2003), Doppelkarriere-Paaren (Wimbauer 2012) oder bei prekär beschäftigten Paaren (Wimbauer/Motakef 2020a).⁶ Dennoch wird dies oft durch den Deckmantel der romantischen Liebe getragen. Fällt romantische Liebe als Beziehungskitt und als Legitimationsgrundlage für die ungleiche Arbeitsteilung der Eltern weg, ist oft die Idee einer egalitäre(re)n Arbeitsteilung leitend. Übernehmen nun drei oder vier Personen gemeinsam Verantwortung für Kinder, ist es relativ leicht, dass sich Einzelne der Verantwortung entziehen – sei doch »immer jemand da, der Zeit hat«. Flapsig gesagt: Irgendeine Person aus dem »ganzen Dorf« wird schon gerade Zeit und Lust für das Kind haben, und sie wird sich schon darum kümmern. Allerdings können dies immer die gleichen Personen sein, während andere sich systematisch, aber (vermeintlich) unauffällig entziehen und weniger übernehmen. Es gibt damit also zwar mehr Schultern, aber faktisch gilt nicht: Eine*r trage des anderen Last, sondern: Manche tragen weniger von des anderen Last – ein Phänomen, das man auch aus so mancher Wohngemeinschaft oder Büro-Teeküche kennt. Seltsamerweise sind es oft (wenn auch nicht immer) Frauen, die sich dann »schon darum kümmern«.

(Mehr) Eltern ohne Liebeskitt: Streit und Konfliktpotential

Wie schon angekündigt, könnte das Konfliktpotential zwischen den Co-Eltern herausgefordert werden, da es keine Liebe gibt, in deren Namen man sich entweder nicht am anderen stört oder sich zurücknimmt. So sagt etwa Jochen König:

»Wir werden nicht bei allem einer Meinung sein, das wissen wir. [...] Uns ist klar, dass wir immer im Gespräch und dabei kompromissbereit bleiben müssen.« (König 2015: 168)

Er schreibt dies vor der Familiengründung. Fünf oder zehn Jahre danach kann sich diese gut durchdachte und vernünftige Reflexion in der alltäglichen Pra-

6 Dies kann zur Zerreißprobe der Liebe geraten, weshalb bisweilen auch ein Ende der Beziehung im Raum steht. Die Verantwortung für die gemeinsamen Kinder lässt so manches Paar dann oft doch zusammenbleiben, wenn auch weder unbedingt glücklich noch ewig.

xis, wie in jeder Familie, als größere Herausforderung erweisen. Allerdings wurde auch argumentiert, dass durch fehlende Liebe das Konfliktpotential kleiner wird, da man sich eben nicht über die berühmt-berüchtigte Zahnpastata echauffert. Und schließlich: Gibt es nicht auch »glückliche« sich liebende Paare, die dennoch unablässig oder oft streiten? Ein abschließendes Urteil würde, wenn überhaupt, erst eine repräsentative Studie über das Streitverhalten (wegen sozialer [Un-]Erwünschtheit allemal schwer zu erheben) in allen Lebensformen oder eine Vollerhebung erlauben. Alle Aussagen scheinen zutreffend, aber »je nachdem«. Ganz allgemein vermutet, kann mit steigender Zahl an Beteiligten die Lage an Komplexität gewinnen, weil potentiell mehr Ansichten und Trennungslinien existierten und es somit weniger leicht sein mag, sich zu einigen (hierzu knapp auch Cutas 2011).

Vergeschlechtlichte Arbeitsteilung, Macht und Ungleichheiten

Wir nähern uns einem Kernstück der vorliegenden Ausführungen: vergeschlechtlichten Ungleichheiten und Machtdifferenzen. Entgegen einiger schöner Annahmen existieren diese auch in Co-Eltern-Familien. Anders als in der bürgerlichen Kleinfamilie gibt es aber beim Co-Parenting keinen emotionalen, verschleiernnden Kitt, der soziale Ungleichheiten und ungleiche Anstrengungen im Namen der Liebe unsichtbar machen könnte. Eine wesentliche Dimension sozialer Ungleichheit ist die vergeschlechtlichte Arbeitsteilung, die sich – trotz verbreiteter Gleichheitsorientierung und einer »Rhetorik der Gleichheit« (Wetterer 2003: 297) – auch bei so mancher Co-Parenting-Familie findet.

Exemplarisch für viele sei nochmals Familie Lau-Mann/Noon-Ohm bemüht. An der ungleichen Arbeitsteilung scheitert zwar nicht die Familie, aber vermutlich die gemeinsame Beziehung der beiden Paare miteinander. In aller Kürze: Die Arbeitsteilung ist bereits seit der Geburt des ersten Kindes ungleich zwischen den Eltern, zumal das Mutterpaar zeitlich und inhaltlich mehr Sorgearbeit leistet. Angedacht war eine Ein-Drittel-/Zwei-Drittel-Aufteilung. Nicht angedacht war aber, dass diese nicht so eingehalten wird, und noch weniger, dass es innerhalb der Mütter und in der gesamten Konstellation die soziale Mutter Lina Lau-Mann ist, die den allergrößten Teil der Sorgearbeit übernimmt – zwar »freiwillig«, aber gefühlt notwendigerweise und gegen ihren ursprünglichen Lebensplan. Sie arbeitet in einem sozialen Beruf und hat eine sehr hohe Professionsorientierung, die sie zu Hause nicht einfach ablegen kann. Zudem ist ihr Stundenlohn im sozialen

Sektor erheblich niedriger als der Stundenlohn der anderen drei, die in der Privatwirtschaft arbeiten.

Vor der Geburt des ersten Kindes haben beide Mütter phasenweise 30 Stunden gearbeitet, um mehr Zeit für sich als Paar zu haben. Die leibliche Mutter Mira Lau-Mann nahm bei beiden Kindern Elternzeit. Nach der ersten Geburt hatte Lina Lau-Mann einige Zeit eine Tätigkeit mit 40 bis faktisch 50 Stunden. Mutter Mira reduzierte nach der ersten Elternzeit ihre Arbeitszeit, erhöhte diese aber später wieder auf Vollzeit und beide Väter arbeite(te)n allemal die meiste Zeit Vollzeit. Mit dem zweiten Kind, an einigen chronischen Erkrankungen laborierend, habe aber, so Lina und Mira, das bisherige Arrangement nicht mehr geklappt. Seitdem arbeitet Lina Lau-Mann *volens volens* in 20-Stunden-Teilzeit. Sie erzählt im Viererinterview ausführlich ihre gesamte Berufsgeschichte. Dabei erklärt sie auch, wie es zu ihrer Arbeitszeitreduzierung kam:

»Und weil wie gesagt, Marca [zweites Kind, Anm.d.V.] oft krank war und auch Mira und ich hatte das Gefühl, es muss mal einer zu Hause sein, und mal alles ein bisschen im Blick behalten. [...] irgendwie wurd's dann unübersichtlich, wenn wir beide unseren äh beruflich so weitergemacht hätten. Ich hab', bin dann ich, das hat dann nicht gut geklappt nach zwei Jahren und bin dann noch mal gewechselt nach Mittelnahstadt und das hat's halt auch nicht besser gemacht. Also es war für mich 'ne ganz schwere emotionale Entscheidung, mich so 'n bisschen von meiner Karriere zu verabschieden, sag ich jetzt mal und dann für die Kinder zu da zu sein. Zumal es auch was ist, was ich nicht äh mh mir so für meinen Lebensplan so mir vorgestellt hatte.«

Lina hat also ihre Arbeitszeit nicht deswegen deutlich reduziert, weil es ihrem Lebensplan entspricht, sondern zum Wohle der beiden Kinder und damit wenigstens eine Person das große Ganze im Blick habe. Sie beschreibt sich als »ich hab' hier die Sorgenrolle in der Familie«. Entgegen ihren ursprünglichen Vorstellungen und obwohl sie »nur« die soziale Mutter ist, übernimmt sie also seit Jahren den größten Teil der Sorge- und Organisationsarbeit, gefolgt von Mira. Die Väter beteiligen sich ebenfalls, allerdings anteilig erst auf Platz drei und vier. Für Lina Lau-Mann ist das ungleiche Arbeitsteilungsthema sehr zentral, zumal sie auch am meisten davon betroffen ist. Sie leidet emotional und gesundheitlich erheblich darunter, physisch und psychisch. Einige Zeit nach der Geburt des zweiten Kindes sowie nach mehreren belastenden Er-

eignissen⁷ kulminiert es bei ihr zu einer massiven Überlastung, die deutliche Anklänge an ein Burnout-Syndrom aufweist:

»Ich hab' dann selbst mit Autoimmunerkrankung reagiert, also ich, bei mir ist dann irgendwie auch alles eingeknickt. Hab ähm bin seither auch da in Behandlung [...], weil ich dann einfach auch durch war.«

Etwas später sagt sie über die damalige Zeit und darüber, alle Anforderungen

»zu vereinen und dann miteinander unter einen Hut zu bringen, fand ich schon 'ne echt gro hohe Herausforderung, die mich so in den letzten zwei Jahren ganz schön umgeworfen hat«.

Auch danach und bis vor kurzem hatte Lina Lau-Mann anders als die anderen nie Freizeit, denn in ihrer ›freien Zeit‹ ab 14.30 Uhr kümmert sie sich um die Kinder. Emotional sind die massiv ungleiche Arbeitsteilung und weitere Dinge in deren Kontext ein erhebliches Konfliktpotential für ihre Beziehung zu den Vätern, aber auch für die eigene Paarbeziehung – und für sie selbst. An anderer Stelle sagt sie: »Ja, ich hatte, äh wie gesagt, ich hatte halt so'n bisschen Scherbenhaufen (leicht lachend) die letzten zwei Jahre.« Entsprechend nimmt das gesamte Thema im gemeinsamen Interview aller vier Eltern sehr viel Raum ein. Ein prägnantes Zitat dazu soll etwas ausführlicher wiedergegeben werden. Lina Lau-Mann führt aus:

»Und ähm hab dann auch so ›n bisschen für mich gemerkt, was ich immer so 'n bisschen schade fand oder auch mal dann nach 'nem halben Jahr so überlegt, wir hatten ja diese Regelung, ein Drittel, zwei Drittel als Familie so und hab gedacht, eigentlich ein bisschen schade, warum dürfen Männer so auch vom Prinzip her oder so, immer vierzig, vierzig Stunden arbeiten und sich da so'n bisschen die Rosinen rauspicken, da hatt' ich auch ein großen Frust. Da haben wir uns auch mal versucht zu unterhalten. Haben uns getroffen, was ein emotionales Desaster war, weil wir überhaupt nicht mehr miteinander kommunizieren konnten nach diesen ganzen ... ja, es wurde dann wirklich schwierig, und ich fand, das war auch 'ne Herausforderung für unsere Konstellation dann, ja? Aber ich glaub', das wär' überall anders auch so gewesen. Aber das konnte ich dann auch nicht gut vermitteln und auch so der Wunsch oder ›Wollt ihr nicht mal ein bisschen mehr auf die Kinder

7 Wie eine lebensbedrohliche Geburt, verschiedene Krankheitsdiagnosen des zweiten Kindes, Unglücksfälle in den Familien, Verlust des Laptops mit sämtlichen Dateien und anderes mehr.

dann, ne? Um die Kinder kümmern?« Dass wir dann vielleicht andere Wege gehen könnten vielleicht so. D das war, da hab' ich auch gemerkt, das war so, egal, mit welchen Männern man zu tun hat, die kommen auch nicht aus ihrem Denkmuster raus. Also ich hatte so den Eindruck, da wird gar nicht drüber nachgedacht, dass die mal 'ne halbe Stelle arbeiten könnten oder so. Das war so, ne? [...] da hab' ich gemerkt so, da ist dieses Genderthema schon wieder, das blockt uns irgendwie so. Ähm ja.«

Die Väter sehen den Konfliktpunkt nicht oder teilen ihn zumindest nicht. Im gemeinsamen Interview reagieren sie kaum auf Linas umfassende Ausführungen. Wenn doch, nehmen sie meist verteidigende Positionen ein und argumentieren unter anderem mit finanziellen Gründen. Dabei lassen sie unerwähnt, dass finanzielle Gründe für die Frauen ebenso beziehungsweise noch mehr zutreffen, da Mira Elternzeit genommen und danach ihre Arbeitszeit reduziert hat, später reduzierte Lina ihre auf 50 Prozent. Auch mussten nicht nur die Väter, sondern auch die Mütter relativ viel Geld für die Wohnverhältnisse aufbringen, die mit zwei Kindern zu klein geworden waren. Lina Lau-Mann hat zudem den weitaus geringsten Stunden- und Monatslohn und sieht sich in der typischen Hausfrauen-Falle gefangen:

»Ja ich hab' [...] tatsächlich auch 'ne finanzielle Abhängigkeit [...] ich arbeite jetzt weniger, ich zahl weniger in die Rente ein, so typisch Hausfrau, ja? Die halt wie früher auch, wo ich nie rein wollte, in die Rolle, genau da sitz' ich drin. Ähm zahl' weniger in die Rentenkasse ein, um irgendwie für die Kinder zu sorgen.«

Im gemeinsamen Väterinterview ohne die Mütter einige Monate später stellen die Väter die ungleiche Arbeitsteilung nicht als Skandalon dar, wie es Lina macht. Vielmehr präsentieren sie das Arbeitsteilungsarrangement als vorteilhaft, gut und freiwillig. Olaf Ohm spricht für beide:

»[E]igentlich lässt sich das mit vier Leuten relativ gut regeln, wobei es echt auch gut ist, dass die Lina nicht auch voll arbeitet, weil dann wird's tatsächlich auch bei uns also o wenn, wenn vier Leute voll arbeiten, dann ist es auch so, als wenn zwei Leute voll arbeiten. Dann ist halt keiner da./!/: ja (lacht leise)/.«

Die Interviewerin lacht hier leise, wohl weil sie aus dem gemeinsamen Interview sieben Monate früher um das erhebliche Konfliktpotential des Arbeitszeitarrangements weiß. Sie wiederholt daher nochmal, dass beide Väter eben

meinten, es sei von Vorteil, dass nicht alle Vollzeit arbeiten würden. Olaf Ohm führt ohne jegliches Problembewusstsein weiter aus:

»Ja, weil sonst klar, weil die, das, natürlich ist das Vorteil, dass die Lina äh früher aufhört, weil die kann dann eben die Kinder schon um drei in Empfang nehmen. Wenn das nicht so wär', dann müsste jeder dann müsste jeder noch von seiner normalen Arbeitszeit was abschneiden, wie jetzt der Norbert [Anm. C.W.: er hat kürzlich von 40 auf 38 Wochenstunden reduziert] oder ich könnte meinen Job äh äh nicht voll antreten.«

Die Interviewerin fragt erneut nach: »Und wie ist es eigentlich dazu gekommen, dass die Lina weniger arbeitet?« Beide antworten unverzüglich:

Norbert Noon: Die arbeitet schon immer nur halb. Die hat auch [vorher schon 'ne halbe Stelle gehabt.

Olaf Ohm: [Ja, da hat sie sich auch zu entschieden.

Nun sind der erste und zweite Satz von Norbert Noon, so die Berufsgeschichte aus dem gemeinsamen Viererinterview, schlicht unzutreffend, da Lina vor der Geburt des ersten Kindes zeitweise 30 Stunden und danach einige Jahre (Über-)Vollzeit gearbeitet hat. Dem dritten Satz von Olaf Ohm würde Lina ebenfalls nicht zustimmen: Sie hat sich nicht aus freiem Wollen und Willen entschieden, sondern ist sozusagen entschieden worden. Sie sieht sich durch die berühmte normative Kraft des Faktischen gezwungen zu reduzieren, weil es sonst niemand macht, aber mindestens eine Person es machen muss. Ihre Reduktion erfolgt nicht freiwillig, zum Beispiel weil Lina Lau-Mann schon immer nur 20 Stunden arbeiten hätte wollen. Sie hat ihre Arbeitszeit um der Kinder Wohl und Willen auf die Hälfte reduziert, in Kombination damit, dass niemand anderes dies machte und/oder nicht alle vier zum Beispiel auf 30 Stunden reduziert haben.

Dass dies auch die Väter oder einer der Väter tun könnte, ist in deren Normalformvorstellung nicht denkbar, jedenfalls nicht, wenn es über zwei Stunden hinausgeht. Der wahrgenommene Zwang, sich um das Wohl der Kinder zu kümmern, den die Väter nicht spüren (es würde ihnen, wie unten noch dargestellt wird, allemal die feinen Antennen dafür fehlen), ist das eine, was Lina stark verletzt und enttäuscht. Dass die Väter Linas Leistung und ihre Aufopferung – ein sogar schon negativ konnotiertes Wort – zudem weder sehen noch anerkennen (siehe unten) und sogar als ihre eigene, freie Entscheidung darstellen, scheint sie zudem wütend und verzweifelt zu machen. Auch dieses

Grundmuster kehrt seit Jahrzehnten in jeder von mir durchgeführten Studie wieder.

Lina Lau-Mann fasst die Problematik im gemeinsamen Interview zusammen:

»Also nur, weil wir schwul und lesbisch sind, heißt das nicht, dass wir mit der Genderthematik umgehen können« – »da ist dieses Genderthema schon wieder, das blockt uns irgendwie so.«

Dieser Punkt zieht sich durch das gesamte, mehrstündige gemeinsame Interview. Im getrennten Väter-Paarinterview möchte eine Interviewerin daher nochmals die Perspektive der Väter dazu wissen, »dass die Genderthematik bei euch äh so 'n Thema ist, wo ihr unterschiedlicher Meinung seid.« Die beiden antworten:

Olaf Ohm: Da kann ich grad nicht anknüpfen

Norbert Noon: kann ich mich jetzt auch nicht erinnern

Interviewerin: Okay (lacht leise)

Norbert Noon: an diese Aussage da. Ist mir grad nicht so präsent.

Dass sie den Gender-Konflikt weder sehen noch ernst nehmen, mag auch daran liegen, dass sie nach eigenen Aussagen in ihrer Pragmatik allemal nicht so viel wahrnehmen würden wie andere Menschen⁸ und insbesondere Frauen. Hierzu Norbert Noon, im Konsens mit Olaf Ohm:

»Vielleicht, weil Männer auch tatsächlich ein bisschen stumpfer sind wie Frauen. Das glaub ich tatsächlich, dass Frauen feinfühlicher sind in emotionalen äh äh sind die. Definitiv. Und das macht aber manchmal auch das Leben einfach ein bisschen einfacher, wenn man ähm wenn die Antennen ein bisschen äh nicht so äh nicht so haarfein werden. Das lässt einen, glaub ich, noch ein, also ich hab' das Gefühl, es lässt sich gut leben.«

Sicherlich lässt es die (beiden) Männer gut leben, wenn sie weniger wahrnehmen und weniger Sorge leisten – vor allem, wenn sich andere, vor allem andere Frauen, darum kümmern.

Diese Fallstruktur zeigt sich auch an der ungleichen Erwerbsarbeitsteilung und einem berichteten Konfliktpunkt, der zunächst klein erscheint, aber

8 Etwa erläutert Norbert Noon: »[V]iele Leute regen sich ja über viele Sachen auf, die fallen mir gar nicht auf.«

doch viel aussagt. Zunächst zur Arbeitsteilung: Die Väter arbeiten an sich Vollzeit. Einer der beiden Väter hat nun seine Arbeitszeit auch reduziert, wie er im Interview herausstellt, weshalb die Vereinbarkeit »ganz gut« klappe. Es wird aber deutlich, dass er tatsächlich nur von vierzig auf »achtunddreißig« Wochenstunden reduziert hat, während »Lina tatsächlich früh aufhört zu arbeiten, dass sie um ab halb drei da ist«. Die sehr konflikträchtige ungleiche Arbeitsteilung wird von den beiden Vätern durchwegs unsichtbar gemacht.

Auch die Darstellung eines zweiten Konfliktpunktes zwischen den Vätern und Lina beziehungsweise dem Paar Lau-Mann ist aufschlussreich. Norbert Noon, der sich verschiedentlich in den Interviews als besonders unaufgeregt darstellt, erzählt darüber:

»Also mir wurde dann vorgeworfen, ich würde mich ja überhaupt nicht kümmern und mich nicht melden. Wobei ich gestehen muss, ich bin jetzt nicht so handyaffin wie gewisse andere Familienmitglieder. Wie die Lina und der Olaf, die eine Whatsapp bekommen und das innerhalb von null Komma drei Sekunden bemerken, lesen und beantworten. Also bei mir liegt dann auch ein Handy mal fünf Stunden in der Seite. Oder auch mal ein Tag und ich hab's nicht gesehen.«

Natürlich kann man argumentieren, es sei unnötig aufgeregt oder gar absurd und übertrieben glückenhaft, wenn man permanent auf Handy erreichbar sein zu müssen glaubt. Umgekehrt könnte man allerdings auch fragen, was es bedeutet und ob es für ein Kind so vorteilhaft ist, wenn Mutter/Vater/Elter zweier abhängiger Kinder (fünf und zehn Jahre alt) immer »auch mal ein Tag« nicht erreichbar ist. Praktisch funktioniert dies nur so lange gut, als eben jemand anderes dann das sich in der Kita oder Schule auch mal plötzlich übergebende oder fiebernde Kind abholt und versorgt. Wer sein Handy ignoriert und nichts davon mitbekommt, braucht auch nicht aktiv zu werden und hat selbstredend ein sorgenfrei(er)es Leben.

Ein Erklärungsmuster wird auch gleich mit angeboten. Es besteht darin, dass Männer und Frauen, so Olaf Ohm,

»tatsächlich vom Uranus und vom weiß ich nicht wie das heißt, Saturn (leicht lachend) kommen. Und unterschiedliche äh Welten sprechen«.

Qua Geschlecht seien gleichsam natürliche und unabänderliche Unterschiede und Charaktereigenschaften zwischen Frauen und Männern gegeben, die zugleich als Erklärung und Legitimation der ungleichen Wahrnehmung von Aufgaben und der daraus folgenden ungleichen Sorgearbeitsverteilung her-

angezogen werden. Wie Norbert Noon oben ausführt, seien Männer »tatsächlich ein bisschen stumpfer« als Frauen, die »definitiv« »feinfühlicher« seien.

Dieses Muster und die Normalisierung der Ungleichheiten als quasi natürliche Geschlechterdifferenzen zeigen sich in verschiedenen Untersuchungen über Arbeitsteilung und Männlichkeit als eine mögliche männliche Haltung – offenbar nicht nur bei heterosexuellen, sondern auch bei homosexuellen cis-Männern.⁹ So arbeiten Koppetsch und Speck (2015: 69ff.) anhand prekär beschäftigter Männer in Paarbeziehungen eine »Haltung der ›Coolness« (ebd.) heraus: Männer präsentieren sich mit Blick auf Haus- und Erwerbsarbeit als unaufgereggt und entspannt und stellen ihre Partnerinnen als unentspannt dar. Ein ähnliches Muster beschreiben Wimbauer und Motakef (2020a) anhand des prekär beziehungsweise nicht beschäftigten Clemens Caspar, der eine ausgeprägte Unaufgeregtheit und »Nichtanerkennungsresistenz« präsentiert. Auf Basis dieser macht er die nahezu alleinige Erwerbs- und Familienarbeit seiner Partnerin Caroline Christiansen nicht nur unsichtbar, sondern stellt sie sogar als völlig übertrieben und als komplett überflüssig dar.

Für diejenigen, die dabei entspannt sind (die präsentierten Männer), macht es mit Sicherheit ›das Leben einfach ein bisschen einfacher‹. Für diejenigen, die dann eben die Sorge leisten und den Alltag organisieren und alles vereinbaren, zeigt es sich als zeitliche und kraftmäßige große Anstrengung, als Nichtanerkennung, als Gefühl des Hohnes und wie ein Schlag ins Gesicht (oder in die Magengrube). Nicht selten sind sie, vor allem auch in Kombination mit der Unsichtbarmachung und Nichtanerkennung ihrer Leistungen, am Rande oder jenseits des Erträglichen. Die eigene Gesundheit wird davon bisweilen schwer belastet, ebenso die Beziehung. Eine Trennung ist aber wegen all der benannten Abhängigkeiten, egal in welcher Familienkonstellation, nicht immer möglich: Weder die Hetero-Partnerinnen Caroline Christiansen und Maria Melchior¹⁰ noch Co-Mutter Lina Lau-Mann beenden die Elternbeziehung,¹¹ alle drei wegen der Kinder. Lina Lau-Mann

9 Dabei ist selbstredend, dass dieses Muster ein mögliches, nicht ein für alle Männer zutreffendes ist (siehe z.B. das Kapitel zu Männlichkeit in Wimbauer/Motakef 2020a; Aunkofer et al. 2019; Scholz/Heilmann 2019; Elliot 2016).

10 Die sich von ihrem Mann ›verkauft‹ fühlt, siehe Kapitel 6.5 und Wimbauer/Motakef (2020).

11 Während sich Oda Ott (vgl. Kapitel 6.5 und Wimbauer 2012) von ihrem keine Sorge leistenden Ehemann nach den Interviews trennte (wobei die Interviews nicht in ursächlichem Zusammenhang damit standen).

suchte zum Zeitpunkt des zweiten Interviews Abstand, stellte die Kommunikation mit den Vätern jenseits der Kinder ein und gab die organisatorischen Kommunikationsaufgaben allesamt an ihre Ehefrau ab (nicht aber die faktische Sorgearbeit). In einer Liebesbeziehung hingegen ist eine Trennung persönlicher und kindzentrierter Kommunikation nicht so leicht möglich.

Schließlich zeigt nicht nur das genannte Handybeispiel, sondern auch die gesamte Fallstruktur, wie schmal doch der Grat ist zwischen Unaufgeregtheit, Pragmatik, »Coolness« (Koppetsch/Speck 2015), »Nichtanerkennungsresistenz« (Wimbauer/Motakef 2020a) hier und intersubjektiver Ignoranz dort (Wimbauer/Motakef 2020a: 264, 293). Individuell mag dies wohl vorteilhaft sein. Intersubjektiv – für die sorgeleistende Co-Mutter und für sorgeabhängige Dritte – ist dies nicht unbedingt der Fall.

Nichtpassung und ungleiche Ansprüche

Wie in Kapitel 5 ausgeführt, ist es sehr wichtig, dass die Eltern zueinander passen, weshalb oft viel Zeit in die Suche nach passenden Co-Eltern gesteckt wird – wie auch in die Suche nach dem oder der richtigen Liebespartner*in. In der Liebe und im liebesfreien Leben kann es aber durchaus vorkommen, dass man sich im anderen getäuscht hat oder sich eine anfängliche Passung im Lauf der Zeit in eine Nicht-mehr-so-gut-Passung oder sogar in eine Überhaupt-gar-nicht-mehr-Passung transformiert. Daran muss auch niemand ›Schuld‹ haben. Viele Dinge weiß man vorher nicht und kann sie auch nicht absehen. Wir leben zudem grundsätzlich in einer pluralen, offenen Gesellschaft. Die Menschen sind unterschiedlich, haben unterschiedliche Eigenschaften und Vorlieben, Ansichten und Haltungen und Vorstellungen über ihr Leben. Diese sind erst einmal gleichwertig¹² und daran ist auch per se nichts problematisch. Problematisch werden diese Unterschiede erst, wenn sie zu sozialen Ungleichheiten werden (Solga/Berger/Powell 2009: 13f.) und/oder wenn sie dabei zu Machtungleichheiten und Konflikten führen.

Nochmals exemplarisch zu unserer Vier-Eltern-Familie. Die Väter und Mütter haben offenbar unterschiedliche Vorstellungen, die erst einmal alle ihre Berechtigung haben. Lina Lau-Mann hat stets das große Ganze im Blick, plant gerne und möchte viele Dinge gerne im Voraus durchdenken und absprechen. Mira plant auch gerne, aber muss nicht immer alles besprechen, während vor allem die beiden Väter häufiger ad hoc entscheiden und über

12 Solange sie nicht gegen das Gesetz und gegen die Sitten verstoßen.

vieles nicht sprechen möchten. Das ist alles in Ordnung, denn keine dieser Einstellungen ist ›besser‹ oder ›schlechter‹ als eine andere. So thematisiert auch Norbert Noon erst einmal noch relativ wertfrei das unterschiedliche

»Umgehen mit Themen. Das äh totdiskutieren von irgendwas oder einfach mal sagen, (klatscht) jetzt ist es halt mal so. Und das sind schon sehr unterschiedliche Herangehensweisen. Und WIE man mit Sachen umgeht.«

Wie schon dargelegt, werden die Unterschiede dann als unabänderliche Geschlechterunterschiede gefasst und erklärt, wogegen man nichts machen könne. Olaf Ohm führt aus:

»[D]ieses Thema, was Männer mit Frauen oder Frauen mit Männern eigentlich seit immer schon haben, war uns gar nicht so klar, weil da waren wir nicht drin, das war uns auch egal. [...] So (seufzt) wenn Frauen über alles reden müssen oder äh wenn das Kind nicht zu hundert Prozent perfekt grade für die zwölf Meter über die Straße richtig angezogen war, oder eben alles und Männer eben dann äh gelernt haben, jawohl zu sagen und nichts mehr weiter zu sagen. Weil's dann auch mal eh nicht weiter bringt. Eben so das Klassische, ›Warum sagst du denn nix und da das hättest du doch merken müssen!‹ und so diese klassischen Probleme, die halt Männer mit Frauen haben.«

Wenngleich hier schon Abwertungen der angeblich weiblichen Herangehensweise deutlich werden, erscheint an dieser Stelle noch eine relativ reziproke Darstellung. Olaf spricht weiter:

»Aber da haben wir natürlich das große, große Glück, dass wenn wir die Tür zu machen, dass wir wieder vom gleichen Planeten kommen, weil wir zwei Männer sind, die ungefähr das Gleiche denken und sprechen und tun. Das gleiche denken sicherlich auch die Ladys, wenn die die Tür zu machen, weil die natürlich auch von, die gleiche Sprache sprechen.«

Auch in der Zuschreibung, der je anderen Seite unzugänglich, ja jeweils verrückt zu sein, wird Gleichheit hergestellt:

Norbert Noon: Dann dürfen wir mal denken, die sind ja ballaballa

Olaf Ohm: und dann dürfen die auch denken

Norbert Noon: die sind doch auch ballaballa.

Problematisch werden solche Unterschiede, von denen es noch einige andere gibt, aber in zweierlei Hinsicht: Erstens passen die zwei mal zwei Menschen

mit den besagten Eigenschaften überhaupt nicht zusammen. Es handelt sich nicht etwa um lila und orange als zwei verschiedene Lieblingsfarben, was ein weitgehend belangloser, ja trivialer Unterschied wäre. Nein, es besteht ein grundlegender und relativ unvereinbarer Widerspruch zwischen den Standpunkten.

Zweitens transformieren sich diese Unterschiede durch das (aus der Wirtschaftssoziologie stammende) Prinzip des geringsten Interesses zu Machtungleichheiten, die zudem vergeschlechtlicht sind. Frei übersetzt: Wenn in einer sozialen Beziehung eine Person etwas will, worüber die andere Person verfügt, was die andere Person bestimmt, beeinflusst oder begrenzt, ist die Person mit dem größeren Interesse (oft die Frau*) von der anderen Person (oft ein Mann*) abhängig. Dies erklärt auch die relationale Machtgeladenheit des obigen Prinzipes (weibliche) ›Aufgeregtheit‹ versus (männliche) ›Ignoranz‹. Lina Lau-Mann leidet, weil vor allem Norbert Noon aus ihrer Perspektive zu wenig das Ganze im Blick hat, zu wenig erreichbar ist und die Väter ihre Sorgensprüche nicht erfüllen, die Lina keineswegs für übertrieben hält. Da sie die höheren Ansprüche hat, die die Väter nicht erfüllen, muss sie dies selbst tun – gemäß dem (sehr häufig vergeschlechtlichten) Prinzip des geringsten Interesses.¹³ Für die Person mit dem größeren Interesse materialisiert sich diese relationale Ignoranz nachgerade als gewaltvoller Strukturzusammenhang und als weitreichende Ungleichheitserfahrung.

Die Väter haben zwar den Eindruck, es den Müttern allemal nicht recht machen zu können. Die Konsequenz für ihr Handeln ist aber nicht, es dann selbst machen zu müssen, sondern es dann nicht zu machen oder es so zu machen, wie sie es für richtig finden, so Olaf Ohm:

»[...] da wir ja wissen, dass wir es eh nicht richtig machen können, diese Einsicht ist uns ja auch gekommen, ne? Also es wird nie richtig sein, was wir tun oder hundert Prozent richtig sein, was wir tun, tun wir das, was wir tun. Und entscheiden das für uns, was richtig ist.«

13 Eine Erklärung, die man des Öfteren lesen kann: Frauen machten eben mehr Hausarbeit und leisten mehr Sorge, weil sie eben die höheren Ansprüche hätten – *so what?* Bei allen mir bekannten oder selbst durchgeführten Studien ist es aber nicht so, dass Frauen einen überdurchschnittlich hohen Sauberkeits-, Kleidungs- und Ernährungsstandard hatten. Schließlich ist es, wenn Kinder vorhanden sind, nochmal eine andere Frage, wie voll oder leer der Kühlschrank und wie (nicht) aufgeräumt und (nicht) geputzt die Wohnung sein kann und ob zwei unterschiedliche Schuhe O.K. sind.

Mangelnde Anerkennung und Anerkennungsdefizite

Ein Problem, das in allen Familien-, Paar- und Beziehungskonstellationen potentiell virulent wird, ist mangelnde (intersubjektive) Anerkennung. Gerade bei der Frage nach Macht und Ungleichheiten ist Anerkennung, oder genauer: Nichtanerkennung, eine wesentliche Dimension (Wimbauer 2012; Motakef/Wimbauer 2019; Wimbauer/Motakef 2020a). Auch in Co-Parenting-Konstellationen finden sich Anerkennungsdefizite, selbst wenn die Anerkennung als ganze Person mit allen Bedürfnissen vor allem in Liebes- und Elternbeziehungen normativ einforderbar ist (ebd.; Honneth 1992, 2011).

Auch in der Dreier-Konstellation Maria Maut (Mutter), Leon Loon und Gustav Gent (Väterpaar) mit zwei Kindern finden sich Ungleichheiten, Abwertungen und Nichtanerkennung. Hier scheinen es die Väter zu sein, die höhere Ansprüche haben als die Mutter. Die Kinder werden etwas mehr als ein Drittel der Zeit von der Mutter umsorgt und etwas weniger als zwei Drittel von den Vätern. Gustav Gent würde sich mehr Sorge der Mutter wünschen, die abends oft sehr müde und nicht immer so energiegeladen ist wie die stets unternehmungslustigen Väter. Hier wird nun die Beteiligung der Mutter unsichtbar gemacht, sowohl zeitlich im Alltag als auch in der gesamten Familienkonstellation, denn sie würde nicht genug (und wenn, dann das Falsche) machen. Gustav Gent meint zudem, Maria müsse sich viel weniger um die Kinder kümmern als andere Mütter, da es ja zwei aktive Väter gebe. Zudem würde Maria nie mehr ihn ihrem Leben so »aufwandslos« an ein Kind kommen wie mit den beiden Vätern. Maria ist zwar generell eher schweigsam, aber hier erinnert sie ihn durchaus daran, dass die Empfängnis, ihre Schwangerschaft und ihre Geburten alles andere als »aufwandslos« waren. Gustav wertet also hier Marias reproduktive Leistungen und Arbeit erheblich ab, während Leon Loon eine vermittelnde Position einzunehmen versucht. Die Annahme von Gustav Gent, Schwangerschaft und Geburt seien »aufwandslos«, generiert für Maria Maut ein erhebliches Anerkennungsdefizit und ist auch ein gesellschaftlich relativ verbreitetes Muster. Dabei übersieht Gustav Gent nicht nur, dass Schwangerschaft und Geburt anstrengend und potentiell gefährlich sind, sondern auch, dass er durch die Dreierkonstellation ebenfalls weniger Sorgearbeit leisten muss im Vergleich zu einer Zwei-Elternfamilie, da Leon auch viel macht.

Schließlich fühlen sich bei Lau-Mann/Noon-Ohm allesamt nicht anerkannt. Auf die Frage an die beiden Väter, »wofür fühlt Ihr Euch anerkannt von den Mamas?« antworten die beiden:

Olaf Ohm: Anerkennung kommt da eigentlich nicht, weil wenn jemand dann deine Normen nicht erfüllt, kannst du nicht gut loben. Was sollst du da sagen? [...] das haben wir auch denen ja auch schon öfters gesagt, dass wir machen und tun und äh äh es nicht anerkannt wird. Natürlich haben wir das, das haben wir ja auch schon in Gesprächen gesagt, dass äh dass es auch frustrierend ist [...].

Norbert Noon: Ja. Aber so Liebe verteilen, machen wir, machen wir das?

Olaf Ohm: Machen wir auch nicht. [...] das haben wir nicht irgendwie, das ist auch nicht Teil unseres

Norbert Noon: Ich weiß gar nicht, wo das überhaupt in der Gesellschaft stattfindet.

Olaf Ohm: Das ist sicherlich auch so'n Lina-Punkt, dass sie so viel macht und tut und wir es nicht anerkennen, [...] wo sicherlich auch ein Funke Wahrheit drin ist. Ähm aber da das halt dann immer so eins drüber ist mit den Ansprüchen, kann man das halt dann auch nicht mehr so ganz hundert Prozent unterschreiben, weil es ist immer so'n bisschen, »Lass mal die Kirche im Dorf«. Aber das kann, ist sicherlich auch ein Punkt, wo wir uns sicherlich auch was auf die Fahnen schreiben können.

Norbert Noon: Kann sich wahrscheinlich jeder. Ich mein, kritisieren ist immer leicht und loben ist immer schwer. Ich mein, wenn die Kinder was Tolles gemacht haben, werden die gelobt. Aber Lob als Erwachsener ist ja sowieso irgendwie jetzt nicht so die verbreitetste im ganzen Leben, auch sei es im Job, sei es im irgendwo.

Eine ausführliche Interpretation der Stelle kann hier nicht geleistet werden, aber festzuhalten ist: Die Väter fühlen sich für ihr Engagement von den Müttern nicht anerkannt, was sie auch frustriert. Von deren Standpunkt hoher Ansprüche aus sei es unmöglich, zu loben. Nachdem die vorsichtige Frage aneinander aufkommt, ob denn die Väter selbst die Mütter und besonders Lina loben würden, stellen beide zuerst leicht selbstkritisch fest, dass sie das auch nicht machen würden. Es folgt aber direkt die bekannte Normalisierung. Als Begründungen für das fehlende Lob wird zum einen angeführt, dass man, wenn man wie die Mütter »immer so eins drüber ist mit den Ansprüchen« eben nicht mehr loben könne – warum auch immer Menschen mit hohen Ansprüchen nicht für ihre Handlungen anerkannt werden können sollten. Zum anderen, und das passt in das Muster der »Coolness/Ignoranz«, werde eben überhaupt in der Gesellschaft und auch in der Arbeitswelt selten gelobt und wenn überhaupt, lobt man Kinder und nicht Erwachsene.

Dass es angesichts ungleicher Arbeitsteilungen zwischen Erwachsenen nicht um Lob (stets in einem hierarchischen Verhältnis, etwa Lehrer*in/Schüler*in, Vorgesetzte/Mitarbeiter*in) geht, sondern um Sichtbarkeit, Achtsamkeit, Wertschätzung, eben um die intersubjektive, reziproke Anerkennung der Bedürfnisse, ›Leistungen‹, Handlungen und Haltungen der beteiligten Personen, wird mit einem Allgemeinplatz vom Tisch gewischt: Mangelnde Anerkennung könne sich vermutlich jeder auf die Fahnen schreiben – eine interessante, aber unzulässig verallgemeinernde Aussage. Genau dieses Anerkennungsdefizit dürfte es sein, was Lina Lau-Mann emotional besonders verletzt – zwar nicht als Liebespartnerin, aber als Sorgeleistende Co-Mutter.

Von vermachteten Entscheidungen und der Gewalt der Über-Zahl bei Mehrfacheltern

Abschließend ist noch der Punkt Entscheidungsfindungen und Machtungleichheiten zu erwähnen. In jeder sozialen Beziehung ist eine zentrale Frage, wie Entscheidungen getroffen werden. Sehr vereinfacht, gibt es dabei einige grundsätzliche Varianten, etwa einstimmig-konsensuell, kompromissorientiert (ausgleichend oder abwechselnd), mehrheitlich-demokratisch oder hierarchisch-autoritär (sowie abwartend, zufällig, per Losentscheid oder gar nicht). Es geht hier nicht um von allen Beteiligten als mäßig wichtig oder als unwichtig eingeschätzte Fragen, sondern um für mindestens eine Person wichtige Dinge. Gemeint sind etwa Fragen nach dem Wohnort, der Arbeitsteilung, den Finanzen, den Prinzipien der Kindererziehung oder dem Aufenthaltsort der Kinder, um nur einige zu nennen. Theoretisch sollten gegenwärtig nicht nur romantische Liebesbeziehungen, sondern auch Nahbeziehungen wie Freundschaften und Co-Eltern-Beziehungen weitmöglichst machtfrei und egalitär orientiert sein, und rhetorisch ist dies auch häufig der Fall. In Paarbeziehungen gibt es allemal keine Mehrheitsentscheidungen, sondern nur konsensuelle oder nicht konsensuelle (= dissente). Wichtige Entscheidungen sind dabei nach gängigen Beziehungsnormen konsensuell zu treffen oder zumindest kompromissorientiert. In Co-Elternbeziehungen sind Mehrheitsentscheidungen möglich, aber nicht mit dem Egalitätsprinzip vereinbar. So schließt auch Jochen König, Vater einer Tochter mit Marie und ihrer Partnerin Cora, aus:

»Es ist uns klar, dass Marie und Cora nicht etwas zu zweit besprechen und mich dann überstimmen dürfen, nur weil sie in der Mehrzahl sind.« (König 2015: 196)

Wie dargelegt, kann es aber unterschiedliche Ansichten geben und in allen Beziehungen können stets Machtfragen virulent werden. Auch Entscheidungsfindungen können vermachtet und gewaltvoll sein, vor allem, wenn das oben genannte Prinzip des geringsten Interesses wirksam wird und eine Seite sich dies zum Vorteil macht. Das kann Fragen der Arbeitsteilung betreffen, aber auch alle anderen wichtigen Entscheidungen.

Schließlich kann auch einfach Macht ausgeübt werden, um den eigenen Willen durchzusetzen, besonders wenn es sich um eine subjektiv sehr wichtige Frage handelt, etwa auch um den eigenen Kinderwunsch. Sind dabei mehrere Personen und Emotionen beteiligt, sind auch gewaltvolle Mehrheitsentscheidungen möglich – selbst, wenn die überstimmte Person zwar mit Blick auf das angestrebte Kind das geringste, aber mit Blick auf die Beziehung das größere Interesse hat. So charakterisiert Lina Lau-Mann die Entscheidung, gemeinsam eine Familie zu gründen, die nicht ihrem Lebensplan entsprach: »So ist es bei uns, totale Demokratie, man wird einfach überstimmt«.

Um dies noch etwas auszuführen: In Kapitel 6.4 wurde genannt, dass Co-Eltern in der Regel aus ihrem starken Kinderwunsch heraus Eltern werden. Allerdings ist das Konzept von ›freiem Wunsch‹ und ›freiem Willen‹ generell nicht unproblematisch. Maximal vereinfacht gesagt: Geht man davon aus, dass der Mensch erstens ein soziales Wesen und damit grundlegend auf andere angewiesen ist, und dass zweitens soziale Beziehungen immer vermachtet sind, so ist die Vorstellung eines autonom nach eigenem Belieben entscheidenden Menschen nicht haltbar. Jede soziale Beziehung ist immer auch eine macht-volle Beziehung. Hinzu kommt, dass fast jede Entscheidung für etwas zugleich eine Entscheidung gegen vieles anderes ist. Das heißt schließlich auch, dass in jeder Beziehung, beginnend ab der Zweizahl und damit auch im romantischen Paar, eine Person von der anderen dazu gebracht werden kann, etwas zu tun, was sie für sich allein genommen vielleicht nicht will. Etwa dazu, ein Kind (mit) zu bekommen, auch wenn dies ›eigentlich‹ nicht der explizite Wille der einen Person ist. Vielleicht ist man nicht ganz klar und sicher entschieden, vielleicht soll so die Beziehung gerettet oder der anderen

Person der größte Wunsch erfüllt werden.¹⁴ Möglichkeiten gibt es viele, und sie kommen auch in heterosexuellen Paarbeziehungen vor.

Bei zwei einander zunächst unbekanntem Co-Eltern ist dies hingegen kaum möglich, da zwischen zwei Menschen, die nichts miteinander zu tun haben, auch keine tatsächlichen oder angenommenen persönlichen Verpflichtungen bestehen.¹⁵ Machtverhältnisse haben hier also wenig Boden. Bei zwei befreundeten potentiellen Co-Eltern kann dies theoretisch schon eher der Fall sein, wie etwa bei einem befragten Freundespaar sich seitens einer Person versuchsweise abzeichnete. In Freundschaften sind aber Sexualität und Generativität normativ ausgeschlossen, so dass eine Familiengründung gegen den Willen einer beteiligten Person kaum eingefordert werden könnte.

Nach allen Materialien und theoretischen Überlegungen ist dies erst in der Verbindung mit romantischer Liebe möglich, und auch dann nicht ohne erhebliche normative Widersprüche, handelt doch eine Person dann gegen den Willen der geliebten anderen Person, um den eigenen Wunsch durchzusetzen. Das heißt: Eine dyadische, heterosexuelle Liebesbeziehung könnte einen solchen Fall erlauben. Damit ähnliches in Co-Eltern-Konstellationen überhaupt auftreten kann, sind mehr als zwei Personen erforderlich. Es muss also hier mindestens Dritte geben, etwa durch eine dyadische (Liebes-)Beziehung innerhalb der Co-Eltern-Konstellation. Dann können auch hier Macht- und Ungleichheitsrelationen zu Entscheidungen oder Zustimmungen führen, die nicht im Sinne und Streben aller Beteiligten sind. Mit Blick auf die Familiengründung kann das Ausmaß der ›Freiwilligkeit‹ und Gewolltheit dann gegebenenfalls unterschiedlich sein. Dies ist allerdings kein Alleinstellungsmerkmal von Mehrfach-Co-Elternbeziehungen, sondern an romantische Liebe gebunden, um deren Willen der Kinderwunsch der geliebten anderen Person erfüllt wird oder so eine vielleicht nicht mehr erfüllte Beziehung gerettet werden soll. Es geht damit diesbezüglich tendenziell um (heterosexuelle) (Liebes-)Paare, und auch nur, wenn sie sich mangels Passung oder aufgrund großer Abhängigkeiten nicht bereits getrennt haben.

14 Die letztgenannte Variante findet sich etwa bei einer Partnerin der leiblichen Co-Mutter Lena Moll, die sich »aus Liebe dazu entschlossen« (Bender/Eck 2020: 50) habe, die Familiengründung mitzutragen, so Lena Moll.

15 Nicht gemeint sind hier allgemeine rechtliche Pflichten, Gebote und Verbote, die sich auf alle Staatsbürger*innen bzw. Menschen richten, sondern Aspekte, die insbesondere unter die Allgemeine Handlungsfreiheit (und als Teil davon unter die sexuelle Selbstbestimmung) und damit in das persönliche Belieben fallen.

7.3 Ausgrenzung, Diskriminierung und elterliches Normalisierungshandeln

Generell ist Familie ein Thema, das potentiell spaltet und Emotionen berührt. Besonders gilt dies, wenn manche befürchten, dass durch Familien, die nicht der hegemonialen Norm entsprechen, bisherige vermeintliche (Geschlechter-)Gewissheiten in Frage gestellt werden (Motakef/Teschlade/Wimbauer 2018; Wimbauer/Motakef/Teschlade 2015). Insofern ist das Spektrum dessen, wie den Co-Eltern-Familien im Umfeld begegnet wird, denkbar weit. Einige mögliche Erfahrungen vom skeptischen Beäugen bis zu Diskriminierung der Co-Eltern werden nachfolgend knapp dargelegt. Auch den Kindern kann Ähnliches widerfahren. Zwei wichtige Handlungsfolgen für die Eltern sind dabei Normalisierungen und der Kampf um Anerkennung. Da diese Themen nicht im Zentrum des Buches stehen, aber sehr wichtig sind, werden sie kurz erwähnt.

Von sozialer Ausgrenzung, Abwertung und Diskriminierung der Co-Eltern-Familien

Die Reaktionen von Außenstehenden auf Co-Eltern-Familien und bereits auf die Idee, eine Co-Eltern-Familie zu gründen, umfassen alles denkbar Mögliche. Sie reichen, wie Jochen König im Interview mit Judith Schneider (2019) ausführt, von großem Interesse, Begeisterung und Nachahmungsüberlegungen bis hin zu Beleidigungen und Anwürfen, er »sei die Personifizierung des Satans, um die heile Familie zu zerstören« (Schneider 2019).

Je nach Familienform und Gegenüber können die Reaktionen unterschiedlich sein. Zunächst zur Form: Handelt es sich um eine zweigeschlechtliche Co-Eltern-Familie, fällt diese in vielen Kontexten gar nicht auf. Sie geht womöglich als bürgerliche Kleinfamilie durch oder als Nachtrennungsfamilie. Manche Co-Eltern ›outen‹ sich bewusst nicht immer, da sie keine Lust dazu haben oder keine Notwendigkeit dazu sehen. In anderen Kontexten gehen sie offen oder offensiv damit um. Tatsächlich ist es ja selten erforderlich, den Gesprächspartner*innen mitzuteilen, ob sich die beiden Co-Eltern nun lieben oder nicht, wenn es nicht gerade die kirchliche Eheberatung oder die Paartherapie ist. Welches Ehepaar wurde dies je von einer Kinderärztin oder einem Lehrer gefragt?

Schwieriger wird die Lage in Mehr-Elter-Familien: Hier ist es in Situationen, in denen alle gemeinsam sichtbar agieren oder alle abwechselnd zum

Kinderarzt* oder der Elternsprechstunde gehen, offensichtlich, dass die Familie aus mehr als einem Vater und einer Mutter besteht. Interaktionspartner*innen sind anfänglich vielleicht irritiert, fragen nach oder lassen sich die Lage erklären. Danach ist die Sache in vielen Fällen erledigt. Im privaten Kontext kämen meist interessierte Nachfragen, etwa wie denn das Kind gezeugt wurde – »Also das erklärt man immer«, so eine exemplarische Aussage dazu. Das ist eine Frage, die vermutlich freundlich gemeint ist, aber regelmäßig als übergriffig oder vollends grenzüberschreitend wahrgenommen wird. In vielen Interviews wird dies thematisiert und als unzulässig beschrieben, denn niemand würde umgekehrt auf die Idee kommen, zwei heterosexuelle Eltern zu fragen, in welcher Stellung sie denn wo ihre Kinder gezeugt und wie viele Versuche sie dazu gebraucht hätten.

Lesbische und schwule Co-Eltern, womöglich gar im Doppelpack, erleben deutlich häufiger Ausgrenzungen als zwei heterosexuelle Co-Eltern. Letztgenannte können erstens oft selbst entscheiden, wem sie ihre Familienform mitteilen und wem nicht. Lesbische und noch mehr schwule Elternschaft stößt zudem auf deutlich größere Abwertung, auf offene Ablehnung und Diskriminierung – nicht nur in rechtlicher, sondern auch in sozialer Hinsicht. Da homosexuelle (Mehr-)Elternschaft nicht im Zentrum des Buches steht, nur knapp: Schwule und lesbische, trans- und bisexuelle Menschen erfahren vielfältige Diskriminierungen, die sich insbesondere beziehen auf den rechtlichen Bereich, den Arbeits- und den Wohnungsmarkt, den Gesundheits- und Pflegebereich. Zudem herrscht »in Deutschland noch immer ein homonegatives Klima vor [...], in dem nicht heterosexuelle Personen in ihrem täglichen Leben massiven Beleidigungen, Herabwürdigungen und körperlichen Übergriffen ausgesetzt sind« (Beigang/Fetz/Kalkum et al. 2017: 294), so eine Studie im Auftrag der Antidiskriminierungsstelle des Bundes (ADS). Die Ausgrenzung und Abwertung scheint größer, so die Studienlage und die Interviews, wenn die Nichtheterosexualität sichtbarer ist und/oder gemacht wird. Zudem ist sie unterschiedlich nach Kontext und in manchen Bereichen in Großstädten weniger ausgeprägt, wobei allerdings eine einfache Gleichsetzung mit Großstadt = keine Diskriminierung und Kleinstadt/Land = Diskriminierung nicht aufgeht.

Die Kontexte und Personengruppen, in denen Diskriminierungen erlebt werden können, sind denkbar breit. Schon von den eigenen Eltern und Ver-

wandten erfahren viele Ausgrenzungen. Exemplarisch haben auch die Väter¹⁶ von Lina Lau-Mann und Olaf Ohm zu ihnen bis heute kein normales Verhältnis, wie sie sagen, und ihre Lebenssituation wurde von beiden Vätern lange nicht akzeptiert. Lina Lau-Manns Vater habe »das lange nicht annehmen können« und auch bei Olaf Ohm gäbe es erst langsam »versöhnliche Gesten auch von meinem Vater«. Die Herkunftsfamilie kann aber auch ein Ort der Unterstützung sein, wo sich die Eltern über die Familiengründung ihrer Kinder und ihr eigenes Großelternwerden sehr freuen. So etwa Norbert Noon:

»Bei mir in der Familie gabs eigentlich nur positive ähm Reaktionen, dass meine Eltern noch mal Großeltern von meiner Seite werden, damit hätten sie wahrscheinlich auch nicht gerechnet. Aber das war alles sofort Begeisterung.«

Ähnlich Mira Lau-Mann:

»[A]lso familiär war ähm äh fast glücklich. Also [...] nahezu glücklich. Also haben auch ja natürlich äh ähm meine Eltern nicht damit gerechnet, äh dass sie, sie haben generell nicht damit gerechnet, Großeltern zu werden. [...] Von daher ähm waren da alle sehr begeistert.«

Auch der Freundeskreis ist oft sehr unterstützend und freut sich mit den Co-Eltern, so Olaf Ohm:

»[A]lso von von Freunden, Umfeld, also alles, was nicht Familie ist, kann ich von mir auch nur sagen, haben wir von Anfang bis Ende hab' ich noch nie irgendwas Negatives, im Gegenteil da hört man immer nur ›Ach und toll und erzähl. Also da sind die Leute sehr positiv und aufgeschlossen.«

Das Finden neuer Freunde und Bekannte über die Eltern der Kinder scheint hingegen manchmal weniger einfach. Die beiden lesbischen Mütter Mira und Lina fühlten sich anfangs auch »so 'n bisschen ausgegrenzt«. Andere Eltern sind für Co-Eltern mit kleinen Kindern wichtige Bezugsgruppen, die allerdings auch Diskriminierungserfahrungen bieten können. So erzählt auch Norbert Noon über die Eltern von Freunden ihres zweiten Kindes:

»Aber so von wegen die Väter von Marcos Freunden, die sind auch uns gegenüber sehr reserviert. Also da besteht schon so 'ne Homophobie, auf je-

16 In vielen Interviews werden häufiger die Väter genannt, die mit einer Homosexualität ihrer Kinder nicht gut umgehen und sie oft nicht akzeptieren können.

den Fall. Die Mütter sind eigentlich alle ganz offen. Das äh wird dann eher positiv wahrgenommen. Aber mit den Vätern kommt man fast überhaupt nicht in Kontakt. Weil da ›ne ganz große Wand ist.«

Auch die Mütter erfuhren anfänglich Ausgrenzung von anderen Müttern, wie Lina erzählt:

»Also so, es war nicht so, dass ich das Gefühl hatte, ›Bist herzlich willkommen, willst du in unsere WhatsApp-Gruppe?‹ oder ›es gibt irgendein Mut-titreff‹ oder irgendwas.«

Für Lina Lau-Mann war es dennoch wichtig, sich bei den Eltern zu integrieren, um der Kinder Willen. Sie hat dafür sogar Interesse an Fußball gezeigt, wie sie in einer Anekdote zum Besten gibt. Es mache

»schon auch Sinn, irgendwelchen Vereinen so 'n bisschen integriert und zeigen sich, damit sie [die Kinder, Anm.d.V.] das Leben einfach auch ein bisschen leichter haben. Ist so. [...] und das find ich auch manchmal ein bisschen doof, weil dann müssen wir uns dann doch verbiegen, weil [...] in meiner tiefsten Inneren bin ich kein Fußballer./Mira (lacht)/Ganz im Gegenteil. Ich hab' das dann immer ganz pädagogisch wertvoll gestaltet, (lachend) zum Leidwesen des anderen Trainers/Alle (lachen)/ich glaub, die waren doch froh auch, als ich wieder weg war.«

Nicht nur in der Herkunftsfamilie, bei Bekannten und im sozialen Nahfeld, sondern auch in sämtlichen anderen Situationen können irritierende oder ausgrenzende Situationen entstehen: beginnend beim medizinischen Personal vor und während der Schwangerschaft, bei und nach der Geburt und in der gesamten Kindheit und Jugend. Wichtig sind zudem Ämter, Kindertagesstätten und Schulen, die Erwerbssphäre, Vereine und anderes mehr. Wie erwähnt, verbergen manche ihre familiäre Situation und eventuell ihre von der heterosexuellen Norm abweichende sexuelle Orientierung, da sie Diskriminierung vermeiden oder sich einfach nicht dauernd erklären müssen wollen.

In der Erwerbssphäre berichten die Befragten ebenfalls negative, aber auch positive Erfahrungen. Auch hier scheint der jeweilige Kontext ausschlaggebend. Eine lesbische Co-Mutter ist selbstständig und in einem Professionsberuf tätig, der zudem in ihrer Wohnregion nur von wenigen Menschen ausgeübt wird, aber hohe Nachfrage besteht. Sie sagt:

»Ich bin in der glücklichen Situation, dass ich sowieso nicht angreifbar bin. Mir pinkelt keiner ans Bein. Dann bitt' ich sie halt wieder zu gehen.«

Ihre Partnerin hingegen ist als Erzieherin abhängig beschäftigt, und an einem früheren Wohnort wäre es als lesbisches Co-Eltern-Paar ein »Problem« gewesen, da die Kolleg*innen dort »so spießig und so konservativ« waren. Alle Co-Eltern, die danach gefragt wurden, berichten, wie kontextabhängig es ist, ob die berufliche Situation Diskriminierung befördert oder nicht. Mira Lau-Mann etwa arbeitet in einem offenen, kosmopolitischen und diversitätsfreundlichen Unternehmen und sagt, gefragt nach Anerkennung ihrer Co-Eltern-Familie im beruflichen Kontext:

»Also für mich spielt's irgendwie überhaupt keine Rolle. [...] weil ähm irgendwas passt immer nicht. Ne? Entweder bist dick, hast 'ne Brille oder bist zu klein, zu groß, irgendwas passt immer nicht. Äh bist zu viert, zu zweit, alleine. Ähm von daher ähm darauf kann man eh nix geben. Es kommt immer drauf an, mit wem man sich umgibt und in welchem Kontext man unterwegs ist. Und äh wenn man in dem nicht äh anerkannt ist, bewegt man sich nach da und da ist man anerkannt, also man muss irgendwie [...] beweglich bleiben und man muss halt gucken, dass man die Rechte äh durchgesetzt bekommt.«

Lina Lau-Mann stimmt ihr zu, zumal Mira in einer offenen, »modernen Firma« arbeite. Es sei aber eine Frage, »in welchem Kontext man jetzt unterwegs ist täglich. Auch wo man arbeitet«. Auch Lina konnte sich bei ihrer früheren Tätigkeit nicht einfach »outen«:

»Vorher war ich in der Kita, da hab' ich mich erst mal nicht sofort geoutet, weil ich da erst mal schauen wollte, wie sind denn die Kinder und die Kolleginnen [...]. da spielt Anerkennung 'ne ganz andere Rolle und da kannst du es auch nicht ignorieren, und sagen, die sieht zwar ganz gut aus, aber äh trotzdem ist sie lesbisch oder so, ja? Und musst dir da irgendwie dumme Sprüche anhören. Also von daher find ich, ist Anerkennung, ist es wirklich auch immer 'ne Frage von Setting. [...] Und bin ich in meinem Mich-Wohlfühl-Setting unterwegs, ist es okay. Aber bin ich irgendwo, wo es halt nicht passt, dann ist es auf einmal gar nicht mehr so anerkannt, ja?«

Nicht zuletzt sehen alle vier Eltern hier, wie viele andere auch, die Gefahr eines generellen gesellschaftlichen Rechtsruckes. Mira führt aus:

»Ich sehe das Problem, dass immer diese Wellenbewegungen, dass wir äh jetzt vielleicht auf 'nem ganz guten Weg waren, der aber schon wieder halt

äh in die konservative Schiene reinrutscht und es halt wieder rückwärtsläufig gehen wird. Und das ach das, ich find das so unzeitgemäß.«

Norbert Noon stimmt zu:

»Ja, also der äh Aufstieg der Rechtspopulisten ist natürlich ein kann ein großes Problem für uns werden. Weil, ein konservatives Menschenbild und Wertebild und so ist ja total am Boomen. Und äh das besorgt mich schon so 'n bisschen. Also was da das kann natürlich sich auch alles wieder in Luft auflösen, wie so oft in der Vergangenheit. Aber dafür ist es mir eigentlich europaweit und weltweit zu stark schon im Moment.«

(Sorgen um die) Ausgrenzung und Diskriminierung der Kinder

Nun geht es nicht nur um die Eltern, die sich als Erwachsene nochmals etwas anders gegenüber verletzenden Diskriminierungserfahrungen verhalten können als Kinder. Entsprechend macht Lina Lau-Mann sich in einem Umfeld, »wo es halt nicht passt«, Sorgen um ihre Kinder:

»Das ist auch so 'n bisschen meine Sorge, wo ich noch ein bisschen so mit unseren Kindern mal schauen muss, aber das ist natürlich auch was, wo ich dann denke, schauen wir mal, wie, was ihnen da so begegnet.«

In der gegenwärtigen, hetero- und paarnormativen Gesellschaft können nicht nur Co-Eltern und Mehr-Eltern Diskriminierungserfahrungen machen, sondern auch die Kinder. In den Interviewmaterialien werden die Kinder nicht direkt befragt, aber spricht man mit Lehrer*innen oder Eltern, so erfahren Kinder bisweilen auch im Hort, der Kita und in der Schule direkte oder indirekte Beschimpfungen. Teilweise werden sie schon im Krankenhaus und in der Müttergruppe anders behandelt, wenn sie lesbische oder schwule (oder migrantische oder weniger wohlhabende oder anderweitig von irgendeiner Norm abweichende) Eltern haben.

Zwar erzählt Konstanze Körner, Beraterin im Berliner Regenbogenzentrum, im Interview mit Tini von Poser (2018 [2017]), dass sich gerade in Berlin in den letzten Jahren einiges in Institutionen wie Kitas und Schulen an Fortbildungen und Auseinandersetzung mit dem Thema getan hätte. Weiterhin aber müsse man »den Rücken stark machen für die Kinder« (ebd.). Ähnlich sehen es auch die hier Interviewten. Gefragt, wie es den Kindern angesichts der Co-Eltern-Familie in Kita und Schule gehe, betont zunächst Norbert Noon die Normalität von Patchworkfamilien:

»[S]o für Kinder Kindergarten ist das ganz selten ein Problem oder auch im Freundeskreis oder so was. Weil es auch in deren Familien natürlich alle möglichen Konstellationen von Originaleltern und äh neuen Papas, Mamas, Freund von, Freundin [gibt].«

Mira Lau-Mann stimmt ihm allerdings nicht ganz zu und verweist darauf, dass die sexuelle Orientierung in der Schule durchaus ein wichtiger Aspekt sei. Auch hätten die beiden Mütter zumindest die (schulpflichtige) Tochter argumentativ gewappnet, während dies beim zweiten, noch nicht schulpflichtigen Kind noch nicht der Fall ist:

»So ganz stimm' ich dem nicht zu, also ich äh ist schon so, dass äh das grad jetzt so im Alter also in der Schule spätestens, aber auch so in den älteren Kindergartenjahren, anfängt mit ›das ist ja total schwul«. Also dieses Schimpfwort. Das, das ist einfach da. Ähm und auch von den Eltern einiger Kinder wird das Thema so 'n bisschen mitgebracht, die halt 'ne andere Sichtweise auf das Thema haben. Ähm aber also bei der Großen kann ich's auf jeden Fall sagen, [...] da haben wir sehr drauf geachtet, die da zu stärken. Und mit Argumenten auszustatten, dass sie da kontra geben kann [...], dass sie halt argumentieren kann, wenn sie in so 'ne Situation kommt. Ähm und ähm die ist da auch stolz drauf. Bei der Kleinen kann ich das noch nicht so gut einschätzen, wie gut die da sich behaupten kann, weil ähm da hab' ich noch nicht, kein so 'n Konflikt, hab ich noch nicht mitgekriegt.«

Doppelte Normalisierungen von Co-Eltern-Familien jenseits der Hetero- und Liebesnorm

Wie in Kapitel 3.4 ausgeführt, lassen sich bei Familien jenseits der Heteronorm und jenseits der bürgerlichen Kernfamilie Normalisierungshandlungen mit Blick auf ihre Familien- und Lebensform auffinden.¹⁷ Es erscheint plausibel, dass sich ein (nicht unbedingt stets reflexiv präsender) Bedarf an Normalisierung besonders dann ergibt, wenn die eigene Respektabilität und Anerkennung gefährdet sind oder als bedroht wahrgenommen werden. Dies

17 Siehe oben zu (Hetero-)Normalisierung von Duggan (2003), Nay (2017) und Tichy/Krüger-Kirn (2020).

wird wiederum durch Vorurteile, Stereotype, negative Deutungsmuster und Ausgrenzungen befördert.¹⁸

Wie erwähnt, wird die eigene Familie dabei oft von homosexuellen Eltern, aber auch von Co-Eltern¹⁹ normalisiert. So bezeichnet sich exemplarisch für viele die Vier-Eltern-Familie Lina und Mira Lau-Mann mit Norbert Noon und Olaf Ohm als eine »ganz normale Familie«. Besonders ist es dabei Co-Vater Norbert Noon, der innerhalb der Vierer-Konstellation sehr häufig im gemeinsamen Interview die Normalität ihrer Familie aufruft, etwa mit Blick auf die Kindererziehung:

»[W]ir sind ja nicht wild und tanzen in auf Stöckelschuhen. Also wir sind eigentlich ja von, von der Werteerziehung eigentlich ganz, also sind wir ja ganz normale und das äh 'ne ganz normale Familie. Aber man wird ja immer dargestellt, dass man das ja gar nicht so ist.«

Explizit den eigenen ausgeprägten Konservatismus mit Blick auf Werte, Familien- und Arbeitsleben stellt auch Co-Vater Gustav Gent heraus, dem der zweite Vater Leon Loon unter anderem mit Verweis auf den sprichwörtlichen bürgerlichen Sonntagsbraten zustimmt (während Co-Mutter Maria Maut konsensuell schweigt). Auch diese Familie arbeitet gemeinsam an vielen Stellen im Interview an ihrer »Normalisierung«. Hierzu eine exemplarische Passage:

Gustav Gent: [A]lso wir entsprechen ja eigentlich auch klar ganz konservativen Werten, find ich. Ja?

Leon Loon: Völlig.

Gustav Gent: Wir sind 'ne Familie. Wir haben alle irgendwie Arbeit. Wir wohnen zusammen. Wir ziehen unsere Kinder zusammen auf. Wir sind vollbeschäftigt.

Leon Loon: Wir haben einen Braten am Sonntag.

Gustav Gent: Wir sind wir haben/!:(lacht)/einen Braten am Sonntag. [...] ich denke schon, wir entsprechen irgendwie durchaus

18 Ein Muster, das sich augenscheinlich bei verschiedensten »Normabweichungen« findet. Etwa ist dies auch bei prekär beschäftigten Singles und (heterosexuellen) Paaren verbreitet, die sich u.a. als respektable Arbeitsmarktbürger*innen präsentieren und sich dabei von der stigmatisierten Figur des »Faulen Arbeitslosen« oder der »Welfare Mom« abgrenzen (Wimbauer/Motakef 2020a).

19 Oder von prekär beschäftigten, heterosexuell orientierten Eltern (Wimbauer/Motakef 2020a).

Leon Loon: aber eher diese

Gustav Gent: eher bürgerlich

Leon Loon: bürgerlich, genau. Wir trinken kein Bier. Eher Weinchen/G: (lacht)/und so./I: (lacht)/.

Gustav Gent: (lacht leise) Na ja, also deshalb, es ist halt so, so ich find so, dieses, diese klassische Struktur, vor der keiner Angst haben muss eigentlich. Wo man nicht sagen kann, ›oh guck, so schrecklich! Guck, was passiert!‹ Sondern so ganz normal bei allem unnormal Sein, ist es halt total normal. Und wir sind auch nicht jetzt irgendwie die, die, die jetzt äh die nachts durch die Gegend ziehen und hier wilde Geschichten haben, nee, also [...] deshalb ist auch die, diese, die, die bösen Klischees, die man so haben KÖNNTE über die liederlichen Schwulen, die irgendwie sowieso nur und weißte was ich meine. Dann die treffen bei uns halt auch nicht zu, sondern es ist ganz normal.

Die beiden Väter und auch viele der Co-Eltern-Familien mit mehr als zwei Eltern – Familien, die nicht nach außen eine heterosexuelle ›Normalfamilie‹ zu sein vorgeben oder leicht als solche erscheinen können – normalisieren sogar bisweilen doppelt: Einmal normalisieren sie ihr Co-Eltern-Dasein, indem sie auf ihre umfassende Sorge für die Kinder und ihre konservativen Familien- und Erziehungswerte hinweisen (mit denen sie womöglich die eine oder andere ›Normalfamilie‹ übertreffen, aber darum soll es hier nicht gehen²⁰), auf ihren geregelten Tagesablauf und ihr bürgerliches Lebenskonzept. Dies umfasst etwa eine sichere und stete Erwerbstätigkeit, ein hinreichendes Einkommen, regelmäßigen (Familien-)Urlaub und nicht selten auch Haus- oder Wohnungsbesitz oder zumindest geordnete Wohnverhältnisse. Das (oft bürgerlich orientierte und gestaltete) Leben dreht sich wesentlich um die Kinder, um deren Wohl, Bildung, Erziehung und Freizeitgestaltung.

Daneben normalisieren die Co-Eltern ihre Familie und ihre Elternschaft. Findet sich dies verschiedentlich bei nichtheterosexuellen Eltern, so wird es – nicht repräsentativ, sondern exemplarisch – besonders deutlich mit Blick auf Elternschaft bei homosexuellen Männer(paare)n. Es scheint kein Zufall, dass Gustav Gent und Norbert Noon, Väter aus zwei unterschiedlichen Familien, sich beide von wild tanzenden und stöckelbeschuhten Menschen/Männern mit ausschweifendem Sexualleben abgrenzen (müssen): Offenbar ist dies die

20 Ein Ausspielen von unterschiedlichen Familienformen als an sich besser oder schlechter macht aus hier vertretener Perspektive keinerlei Sinn.

soziale Unterstellung, die ungerechtfertigterweise mit Schwulsein verbunden wird. Augenscheinlich ist es zudem für zwei Väter noch relevanter, ihr ›gutes Elterndasein‹ unter Beweis zu stellen als für zwei Mütter. Müttern scheint man immerhin Mutterschaft, auch wenn sie lesbisch ist, als quasi naturwüchsige Kompetenz zuzutrauen, zwei schwulen Vätern ein Vaterdasein hingegen gleichsam ebenso naturwüchsig nicht (hierzu Nay 2017: 127).

Kampf um Anerkennung, Folgen für die Kinder und Gleichstellungsbedarf

Abschließend seien drei wichtige Aspekte zumindest knapp erwähnt. Erstens lässt sich neben verschiedentlichem Normalisierungshandeln bisweilen auch ein »Kampf um Anerkennung« (Honneth 1992) auffinden, mit dem nach Honneth (2003) bisher ausgeschlossene Bevölkerungsgruppen unter Berufung auf den Gleichheitsgrundsatz (oder, so ließe sich ergänzen, auf ›Normalität‹) (rechtliche) Anerkennung fordern. Nun würden, so Nay (2017) (siehe Kapitel 7.4), in der rechtlichen Debatte kaum die Benachteiligung und das Leiden nichtheterosexueller Familien kritisiert, sondern vor allem ihr legitimer Anteil am Glücksversprechen durch Familie herausgestellt. Blickt man nicht auf die rechtliche Debatte, sondern auf die Co-Eltern selbst, sind auch die hier (und ähnlich bei den von Schlender 2019) Befragten kaum angesichts ihrer Benachteiligung (gesellschafts-)politisch aktiv (wohl aber einige als Autor*innen und in Blogs). Ob repräsentative Untersuchungen von Co-Eltern-Familien zu einem ähnlichen Ergebnis kommen wie die Studie über den Schweizer Rechtsdiskurs und wenn ja, warum dies so sein könnte, wären wichtige Fragen für weitere Untersuchungen. Nichtsdestotrotz finden sich in allen hier vorliegenden Materialien immer wieder sehr klare Berichte der Familien über erfahrene Diskriminierungen, durchgemachtes Leid und deutliche Bestrebungen, mehr Rechte, mehr Gleichheit, gleiche Anerkennung und Existenzberechtigung und Normalisierung für ihre Familien- und Lebensform zu wünschen und jedenfalls in den Interviews einzufordern.

Ein zweiter Punkt ist, welche mittel- und langfristigen Folgen sich für die Kinder ergeben, wenn sie – gerade in Regenbogenfamilien, aber auch in heterosexuellen Co-Eltern-Familien – Diskriminierungen und Ausgrenzungen, wie hier erwähnt, erleben. Studien dazu existieren kaum oder nicht. Bekannt ist allerdings, dass vor allem sozialer Rückhalt in der Familie und im Freundeskreis wichtig sind. Die hier befragten Eltern versuchen alle, ihren Kindern solchen Rückhalt zu geben.

Drittens ergibt sich die Notwendigkeit, nicht die Form Co-Eltern zu kritisieren, zu diskriminieren und auf deren Abschaffung hinzuwirken, wie es womöglich im Geiste manch konservativ Gesinnter sein könnte. Nicht auf die Diskriminierten sollten gesellschaftspolitische und zivilgesellschaftliche Aktivitäten zielen, sondern auf die Abschaffung der Diskriminierungen und Ungleichbehandlungen.

7.4 Mehrelternfamilien: Fehlende Rechte, erschwerte Bedingungen

Der eben genannte Punkt führt zu rechtlichen Diskriminierungen, fehlenden Rechten und dadurch erschwerten Bedingungen für Co-Eltern. Welche sind dies? Wie gehen die Eltern damit um? Und welche gesellschaftspolitischen Konsequenzen ergeben sich daraus? Besonders betroffen sind hierbei Mehreltern-Konstellationen. Solange nur zwei Co-Eltern beteiligt und beide die rechtlichen Eltern sind, gibt es wenig oder keine Benachteiligungen im Vergleich zu einem nicht verheirateten heterosexuellen Elternpaar. Zwar haben auch nicht verheiratete, sich liebende Eltern-Paare weniger Rechte als verheiratete Eltern-Paare, das kann aber hier nicht behandelt werden. Die Ausführungen betreffen daher vor allem Mehrelternfamilien. Weil die rechtliche Situation ein eigenes Buch aus Rechtsperspektive erfordern würde, werden nur einige zentrale Punkte erwähnt.

Rechtliche Benachteiligungen und Hindernisse in Co-Eltern-Familien

Es wurde bereits ausgeführt, wie die heterosexuelle Kleinfamilie und die ehelich abgesicherte Zweielternschaft institutionell festgeschrieben und rechtlich privilegiert ist. In den letzten Jahren und Jahrzehnten wurden allerdings die Elternrechte nicht verheirateter, biologischer Eltern gestärkt. Gleichgeschlechtliche Paare wurden durch das LPartG 2001 und durch das Gesetz zur Öffnung der Ehe 2017 in vielen Punkten heterosexuellen Ehepaaren gleichgestellt. Nicht verheiratete Eltern-Paare sind vor allem mit Blick auf wechselseitige Rechte im Vergleich zu Ehepaaren schlechter gestellt, etwa bei Besuchs- und Auskunftsrechten und im Erbrecht. Bezüglich des Sorgerechts macht eine Eheschließung keinen Unterschied, wenn die beiden nichtehelichen Eltern das gemeinsame Sorgerecht haben. Dies gilt auch für zwei (heterosexuelle) Co-Eltern: Mit Blick auf Elternrechte unterscheiden sie sich, wenn sie (die

biologischen und damit in der Regel auch) die rechtlichen Eltern sind, nicht von sich liebenden, gegengeschlechtlichen Eltern-Paaren. Mit Blick auf ihr Verhältnis zueinander sind für sie jedoch einige extra vorzunehmende Regelungen erforderlich (wie Patientenverfügung, Auskunftsrecht, Vollmachten, Testament) – ebenso für nicht verheiratete Liebes- oder Eltern-Paare.

Theoretisch könnten die Co-Eltern einander heiraten, egal welche geschlechtliche Orientierung sie haben und egal ob sie sich in anderen Liebesbeziehungen befinden, um so im Unglücksfall sich wechselseitig und die Kinder abzusichern. Bekanntermaßen machen dies nicht wenige heterosexuelle ehemalige Liebes-/Eltern-Paare, die auch nach einer Trennung miteinander verheiratet bleiben – finanziell (Stichwort Ehegattensplitting, Steuerklassen) und vor allem rechtlich birgt dies einige größere Vorteile und Absicherungen. Auch Co-Eltern könnten einander natürlich heiraten, auch wenn sie sich nicht lieben. Liebe ist dafür keine Voraussetzung, nur die oben genannten Einstands- und Sorgepflichten. Ob dies allerdings Co-Eltern auch faktisch machen und wenn ja, wie viele, ist unbekannt. Bei den hier Befragten war niemand dabei. Es ist auch etwas riskant.

Allerdings zeigten sich in allen Co-Eltern-Familien mit mehreren Eltern, also in sogenannten Patchwork- und Regenbogenfamilien, erhebliche fehlende Rechte, rechtliche Herausforderungen und Erschwernisse. Das Sorge- und Aufenthaltsrechts sind Rechte, die soziale Eltern nicht haben, nur gegebenenfalls das sogenannte »kleine Sorgerecht«²¹; auch durch Heirat können sie diese nicht erlangen, da Mehr-Ehen nicht zulässig sind. Sorge- und Aufenthaltsfragen müssen daher auf Vertrauensbasis geregelt werden. Im Alltag sind sie noch relativ bearbeitbar, da nicht immer jedes soziale Elter gefragt wird, ob es denn das Kind wirklich von der Kita abholen oder, schon schwieriger, zur Kinderärztin bringen dürfe beziehungsweise dafür eine Vollmacht dabei hat. Auch Auslandsflüge eines sozialen Elters alleine mit einem Kind sind alltagspraktisch nicht extrem häufig.²² Aber schon die Frage beim medizinischen Personal nach der Erkrankung des Kindes sind rechtlich für soziale Co-Eltern nicht abgesichert. Alles zusammen macht die Eltern bisweilen zu

21 Nach § 1687b BGB haben verheiratete oder verpartnerte soziale Eltern »im Einvernehmen mit dem sorgeberechtigten Elternteil die Befugnis zur Mitentscheidung in Angelegenheiten des täglichen Lebens des Kindes«. Nicht verheiratete und nicht verpartnerte soziale Eltern haben keinerlei Rechte. Sie können nur von den rechtlichen Eltern zu einigen Aufgaben befugt werden.

22 Allerdings auch nicht so selten, etwa wenn die Großeltern oder andere Verwandte nicht in Deutschland wohnen und besucht werden wollen.

Alltagsjongleur*innen, da sich die faktische Sorgearbeit ja meist geteilt werden soll und wird. Besonders brisant und nicht jonglierbar sind dabei Unglücksfälle, schwere Krankheit, Tod. Sie besorgen alle Familien, aber rechtlich ungesicherte noch mehr. Dabei werden Wechselfälle des Lebens in allen Fällen relevant: wenn sie ein nicht rechtliches Elternteil ereilen ebenso als wenn es sich um ein rechtliches Elternteil handelt. So sagt Mira Lau-Mann, im Konsens mit allen vieren:

»Es geht halt immer um so Krisensituationen. Einer stirbt, einer wird krank. [...] Wie kommt man, kommt man zu dem Menschen hin, in die Intensivstation? Der zur engsten Familie gehört, kommt man dahin? [...] darf man da entscheiden? Maschine wird abgestellt, Maschine wird nicht abgestellt. Oder was weiß ich. Gravierendste Entscheidungen. Ähm es stirbt einer, das Zuhause, also diese ganzen, also immer, wenn irgendwas ganz schlimm wäre, da wird's dann für uns [...] völlig unkalkulierbar, was dann ist.«

Zu den alle Menschen irgendwann betreffenden grundlegenden Problem der existenziellen Einsamkeit und der Endlichkeit des Lebens kommt in Mehrelternfamilien noch der fehlende institutionelle Schutz in diesen höchst prekären Lebenslagen hinzu. Es geht um Besuchs- und Auskunftsrechte im schwersten Krankheitsfall: Weder die Co-Mütter müssen zu einem der Väter gelassen werden noch umgekehrt. Mehr noch haben die je sozialen Eltern kein Recht darauf, ihre sozialen Kinder und die Kinder nicht ihre sozialen Eltern zu sehen.

In Familie Lau-Mann/Noon-Ohm sind es die Mütter, die als erstes solche Sorgefragen einbringen. Die Väter stellen hier und im späteren Väterinterview zudem finanzielle Benachteiligungen heraus. Betroffen sind alle von allem. Norbert Noon wird im Väterinterview gefragt, ob sie auch über unvorhergesehene Dinge geredet haben. Er erzählt:

»Ja das ist ja ein, ein Riesenproblem, was also Tod ist ein Ries [...] ein Riesenproblem, was wir tatsächlich haben. Wie sieht's aus mit Erbfolge und wie ist 'ne Regelung für die Kinder? Das ist ein ungelöstes Problem, das aber politisch komplett ungelöst ist. Und das zu lösen, das wär' halt jetzt noch mal richtig, das schiebt man halt so ein bisschen immer vor sich her. Weil da musst du dich richtig mit 'nem Anwalt, mit 'nem Notar, mit 'nem hoch-offiziellen Prozedere besch bef be beschäftigen, mit 'nem Familiengericht. Was könnte passieren, wenn einer von uns stirbt? Also wir haben uns das

für uns schon geklärt [...]. Auch zu viert. Und sind da auch zu 'nem Konsens gekommen. Aber wie sich das umsetzen lässt, ist halt noch 'ne Frage.«

Zunächst zu den grundlegenden Sorgerechtsfragen. Konkret ist es in dieser Familie so: Würde die rechtliche Mutter Mira sterben, könnte der Ehemann des rechtlichen Vaters adoptieren, aber die soziale Mutter Lina wäre »komplett raus«, obwohl sie die meiste Sorgearbeit leistet. Stürbe der rechtliche Vater, könnte Lina als Ehefrau von Mira adoptieren und der soziale Vater hätte keinerlei Rechte und Möglichkeiten. Die vier wünschen sich daher, dass die sozialen Eltern im Todesfall jeweils über Kreuz adoptieren können, was aber rechtlich nicht möglich ist.

Eine andere Möglichkeit, mehr Rechte zu erhalten, wäre, über Kreuz zu heiraten, was aber faktisch nicht in Frage kommt: Lina müsste Norbert als rechtlichen Vater heiraten, der ist aber mit Olaf verheiratet. Sie müssten ein Jahr warten, bevor er sich scheiden lassen könnte, und vor allem würden Olaf und Norbert ihr Ehe- und Absicherungsversprechen verlieren, also ihre wechselseitigen Steuervorteile, Erbrechte und Absicherungen. Dies kommt für sie nicht in Frage.

Auch erbrechtlich gibt es Benachteiligungen. Rechtlich sind soziale Kinder nicht als Erbe vorgesehen. Dies ließe sich zwar – anders als das Sorgerecht – zumindest testamentarisch und notariell regeln, allerdings ist es zeitlich und gedanklich aufwendig. Zudem fallen sehr hohe Kosten an: für die notarielle Regelung (prozentual von der Höhe des Erbwertes) und vor allem auch angesichts der erheblich geringeren Freibeträge für nicht verwandte Personen, wie es die sozialen Kinder sind.²³ Exemplarisch Norbert Noon:

»[J]eder kann morgen von uns tot umfallen. [...] aber das ist wirklich ein Akt, das anzugehen. Und das, das musst du mit Vorerbschaft, Nacherbschaft, welche Steuermodelle funktionieren da?«

Die rechtliche Problematik hinsichtlich sogenannter Regenbogen- und Mehr-Elternfamilien wird von zahlreichen Forscher*innen und Befragten immer wieder aufgezeigt und teils dramatisch benannt (u.a. auch Schlender 2019:

23 Rechtliche Kinder haben einen Steuerfreibetrag von 400.000 Euro, während dieser bei nicht rechtlichen Kindern so hoch ist wie »bei irgend 'nem Nachbar« (Zitat der Väter), nämlich 20.000 Euro. Auch der Steuersatz ist mit 30 Prozent bzw. ab 6 Millionen zu versteuerndem Erbe mit 50 Prozent erheblich höher als in Steuerklasse I (für Verwandte ersten Grades und Ehepartner*innen).

57ff.; umfassend für die Schweiz, wovon einiges auf Deutschland übertragbar ist: Nay 2017). Da im Kern des vorliegenden Buches nicht Regenbogenfamilien und/oder Mehrelternfamilien stehen, kann dies hier nicht detailliert ausbreitet werden. In allen Co-Parenting-Konstellationen aber, in denen Dritte Elternverantwortung übernehmen, werden rechtliche Fragen, Herausforderungen und Ungleichbehandlungen virulent. Daher gibt es verschiedene Forderungen nach flexible(re)n Sorgerechtsmodellen, nach besserer rechtlicher Absicherung von Mehrelternfamilien und sozialer Elternschaft und nach weiteren rechtlichen Reformen. Exemplarisch zu nennen sind etwa die Arbeit des Arbeitskreises Abstammungsrechte (BMJV 2019) und dazu der DJB (2019); früher etwa Dethloff (2015, 2016a,b); Helms (2016); Peukert et al. (2018); Schwab/Vaskovics (2011); Vaskovic (2016); Vaskovics/Huinink (2016); Wapler (2010, 2015: 10).

Einige weitere, wichtige Punkte neben Sorgerecht, Auskunfts- und Besuchsrecht sowie Erbrecht seien kursorisch ergänzt: Soziale Eltern können keine Kindergeld- und Elterngeldleistungen beziehen und keine Elternzeit nehmen.²⁴ Auch ist eine rentenrechtliche Anerkennung der Kindererziehungszeiten nicht möglich, wenn es sich nicht um rechtliche Eltern handelt (vgl. auch Schlender 2019: 58). Lina Lau-Mann ist also nicht nur in der Hausfrauenfalle, sondern auch noch in der Co-Mutter-Hausfrauenfalle. Schließlich existieren Unklarheiten beim Unterhaltsrecht und bei Unterhaltszahlungen, die in der Regel mit Betreuungsleistungen aufgerechnet und daher im Residenzmodell vs. dem Wechselmodell unterschiedlich erforderlich werden. Da dies in verschiedenen Richtungen unterschiedliche negative Folgen haben kann (in der Regel für betreuungsleistende Mütter mit geringen Arbeitsmarkt-Einkommen, aber unter Umständen auch für betreuungswillige Väter, denen eine 50-Prozent-Betreuung verwehrt wird), ist eine Unterhaltsrechtsreform in der Diskussion. Auch diese darzulegen, sprengt den Rahmen dieses Essays.

24 Dies können nur (maximal zwei) Eltern oder Väter mit einer laufenden Vaterschaftsanerkennung. Wenn »die Eltern wegen einer schweren Krankheit, Schwerbehinderung oder Tod der Eltern ihr Kind nicht betreuen [können], haben Verwandte bis zum dritten Grad und ihre Ehegatten, Ehegattinnen, Lebenspartner oder Lebenspartnerinnen Anspruch auf Elterngeld, wenn sie die übrigen Voraussetzungen nach Absatz 1 erfüllen und von anderen Berechtigten Elterngeld nicht in Anspruch genommen wird« (§1 (4) BEEG) – nicht aber soziale Eltern.

Umgang mit der rechtlichen Lage: Von Verdrängung bis zum notariellen Elternvertrag

Wie gehen die Co-Eltern-Familien mit dieser Situation um? Den allermeisten sind die fehlenden Sorgerechte und die massiven Schwierigkeiten bei schwerer Krankheit und im Todesfall bewusst und sie haben sich intensiv mit solchen rechtlichen Fragen auseinandergesetzt. Nicht selten wird aber das Ergreifen von Maßnahmen trotz des Wissens darum in die Zukunft verschoben, hoffend, dass es bis dahin schon erst mal so weitergehe – ein recht verbreitetes Verhalten mit Blick auf das eigene Ableben: Wie viele Leser*innen in jungem und mittlerem Alter, die nicht gerade schwer erkrankt sind, haben schon ein Testament und eine Vorsorgevollmacht vorbereitet?

Da aber das eigene Ableben nochmals andere Folgen hat, wenn rechtlich nicht abgesicherte Kinder vorhanden sind, treffen viele Co-Eltern bisweilen maximal durchdachte Vorkehrungen und Elternvereinbarungen (siehe Kapitel 6.4). Ein Beispiel für ein ausgeklügeltes Vereinbarungs- und Sorgesystem in einem rechtlich und generell komplexen Fall ist das Mehreltern-Paar Daria Dreier und Zarah Zehn mit Co-Vater Armin Aushaus. Hier hat die zuerst soziale, dann durch Sukzessiv-Adoption auch rechtliche Kindesmutter Zarah Zehn ihren eigenen, schon erwachsenen Sohn als sorgerechtlichen Vater des Kindes im Todesfall bestimmt. Diese zuerst etwas seltsam anmutende Regelung wird aber im Interviewverlauf nachvollziehbar dadurch, dass Zarah Zehn an einer lebensbedrohlichen Erkrankung leidet, die jederzeit wiederkehren könnte. Der biologische Vater Armin Aushaus sorgt zwar sehr liebevoll und regelmäßig für das Kind, ist aber, wie viele andere Männer und Väter, beruflich häufig auf Reisen und damit im Alltag der abwesende Vater.

Viele Co-Eltern-Familien beklagen durchaus ihre mangelnden Rechte. In öffentlichen Diskussionen werde das Leiden der Eltern an fehlender rechtlicher Anerkennung hingegen nicht von allen prominent hervorgehoben. Yv E. Nay bietet dafür eine Erklärung: Nay (2017) zeigt anhand der Argumentationen in der rechtlichen Debatte um die Stiefkindadoption bei Regenbogenfamilien in der Schweiz, wie das Kindeswohl und das Familienglück von LG-BT*Q-Familien zentral für das Zugestehen von Elternrechten werden. Regenbogenfamilien müssten in dieser Auseinandersetzung ihr familiales Glücklichein unter Beweis stellen.²⁵ Nay argumentiert infolge:

25 Zu ergänzen wäre hier: Während zwei gegengeschlechtliche verheiratete Eltern dabei so unglücklich sein können, wie sie nur eben können, solange das Kindeswohl nicht

»Vor diesem Hintergrund wird nun deutlich, warum die Politiken von ›Regenbogenfamilien‹ nicht ihr Leiden an fehlender rechtlicher Absicherung betonen, sondern vielmehr ihr glückliches Familienleben. Eine Betonung des Leidens von ›Regenbogenfamilien‹ unter fehlenden gesetzlichen Regelungen liefe vor dem Hintergrund der erwähnten Befürchtungen um das ›Kindeswohl‹ Gefahr, als eine Dysfunktion aufgrund ihrer nicht der hegemonialen Norm entsprechenden Familienkonstellation und damit als eine potenzielle Gefährdung des ›Kindeswohls‹ interpretiert zu werden. Solange in den politischen Debatten gerade eine solche gesetzliche Regelung nicht als ein wesentlicher Grund für die Gefährdung genau dieses Kindeswohls reflektiert wird, wirkt eine Politik des Leidklagens oder der Wut dem Ziel nach rechtlicher Anerkennung entgegen.« (Nay 2017: 182)

Wie schon in Kapitel 7.3 mit Blick auf Anerkennung ausgeführt, wird allerdings von den Familien selbst – anders als in den politischen Debatten – sehr wohl das Leid beklagt und um rechtliche Anerkennung gekämpft. Zugleich werden komplizierte Vorkehrungen getroffen, um die fehlenden Rechte im schlimmsten Fall doch irgendwie zu sichern, wie Familie Dreier-Zehn/Aus-haus zeigt. Familie Lau-Mann/Noon-Ohm steht allerdings auch für viele Familien und Menschen, die das Problem erkannt, aber noch nicht gebannt haben: Sie wissen sehr genau um die Sinnhaftigkeit von Vollmachten, Verfügungen und Testamenten, die verheiratete Zwei-Eltern-Familien nicht allesamt (aber einige, etwa Patientenverfügung) machen müssen, haben sie aber noch nicht gemacht.

Gesellschaftspolitische Konsequenzen: Bessere rechtliche Anerkennung sozialer Elternschaft

Auch und gerade, wenn fehlende Rechte von manchen konservativen Vertreter*innen als negativ ausgelegt und als Gefahr für das Kindeswohl umzudeuten versucht werden könnten, ist die einzige den Familien – Eltern wie Kindern – förderliche Konsequenz die bessere rechtliche Anerkennung von Mehrelternschaft. Auch Juristin*innen und entsprechende Ministerien sind

manifest und nach außen unübersehbar bedroht ist. Ist »nur« das ›psychische‹ und ›emotionale‹ Wohl des Kindes durch jahrzehntelang täglich bis aufs Blut streitende, aber verheiratete Eltern massiv beeinträchtigt, ist dies nicht weiter von Gewicht. Aber auch hier gilt die Maxime: Kein Ausspielen unterschiedlicher Familienformen gegeneinander.

sich der Problematiken mittlerweile bewusst und arbeiten an Reformen und Neuregelungen. Diese werden aller Voraussicht nach nicht aufzuhalten sein, zumal die familiäre Rechtswirklichkeit schon lange dem Recht vorausgeeilt und sehr vielfältig ist. Auch von den Co-Eltern fordern viele, selbst wenn sie sich ansonsten nicht als politische Menschen betrachten, rechtliche Gleichstellung von Co- und Mehrelternschaften mit heterosexuellen Zwei-Eltern-Familien oder zumindest deutliche Verbesserungen. Mira Lau-Mann, ansonsten eher gemäßigter Worte, steht für viele. Sie sagt:

»Oh, mich nervt, dass man immer wieder so als äh der bunte Pfau herausgestellt wird. Das nervt mich ohne Ende. Ich äh für mich ist das seit Jahren Normalität. Und ähm ich will einfach, dass nicht so viel gequatscht wird, sondern dass die Rechte kommen. Also dass einfach 'ne Gleichberechtigung auf allen Ebenen DA ist. Und das nervt mich genauso bei, bei dem Thema äh Regenbogenfamilie schwul-lesbisch. Und es nervt mich genauso bei Mann-Frau, also in auf allen Bereichen nervt mich dieses Gequatsche und dieses, weil dadurch wird man wieder zu was Besonderem. Über das sich andere wieder beschweren können und äh oh, also mich, das ist alles mir zu langsam.«

Mehr als notwendig sind insofern die Aufwertung und Anerkennung der sozialen Elternschaft und damit einhergehend auch von Mehrelternschaft. Wie wir andernorts herausarbeiten (Peukert et al. 2018), sind die verschiedenen Formen von Elternschaft hierarchisch differenziert, mit sozialer Elternschaft am unteren Ende. Entsprechend kann sie auch als »konzeptuelles Stiefkind der Familiensoziologie« (ebd.) – und auch des Familienrechts – bezeichnet werden. Privilegiert ist hingegen die rechtliche Elternschaft, die in der Regel an Abstammung und biologische Elternschaften anknüpft (ebd.). Allerdings, so haben wir argumentiert:

»Die Hierarchisierung verdeckt, dass es allein die faktisch alltäglich praktizierte Elternschaft ist, die tatsächlich die Sorge für Kinder gewährleistet. Wird nun soziale Elternschaft ohne rechtliche Elternschaft praktiziert, wie etwa in Regenbogen- und Mehrelternfamilien, fehlt diesen oft jegliche rechtliche Absicherung. Hier sind rechtliche Reformen dringend notwendig (vgl. Fachstellungnahme des 45. FJT zum Abstammungsrecht). Zudem be-

darf es größerer gesellschaftlicher Anerkennung von praktizierter (sozialer) Elternschaft.« (Peukert et al. 2019)²⁶

Auch die Co-Eltern artikulieren großen Reformbedarf. Exemplarisch fordert Norbert Noon die Anerkennung der Mehr- beziehungsweise der Vier-Elternschaft gleichsam als Allheilmittel, denn »wenn es 'ne Vier-Elternschaft gäbe, würde das sofort alle Probleme lösen«.

Nun könnte es sein, dass Norbert Noon es sich mit der vorgestellten Lösung sämtlicher Probleme durch die rechtliche Anerkennung der Mehrelternschaft etwas leicht macht, wenn man etwa an das Hauptproblem von Lina Lau-Mann denkt: an die sehr ungleich verteilte und nicht anerkannte Sorgearbeit. Unbestritten lassen sich aber zahlreiche Probleme dadurch lösen, insbesondere die fehlenden Rechte wie Besuchs- und Auskunftsrecht und Sorgerecht eines sozialen Co-Elter, wenn ein rechtliches Co-Elter ernsthaft erkrankt oder verstirbt. Auch das Erbrecht zählte hierzu.

Wie gesagt, wird – wenn auch einige dies zu verhindern suchen dürften – die Rechtsprechung aller Voraussicht nach die Mehrelternschaft in absehbarer Zeit in Deutschland aufwerten, was sie wohl mit einer Kombination aus Artikel 1, 2, 3 und 6 des Grundgesetzes sowie mit dem Kindeswohl begründen wird. Keineswegs als Gegenargument misszuverstehen (dann wäre dies auch ein hervorragendes Argument gegen die Ehe), kann die rechtlich gebotene Anerkennung der Mehrelternschaft allerdings auch neue, praktische Herausforderungen schaffen, nämlich wenn die Co-Eltern sich irgendwann nicht mehr einig sind. Nun bergen auch heterosexuelle ›Normalform‹-Eltern, die sich trennen und ggf. scheiden lassen wollen, bisweilen ein großes Konfliktpotential mit Blick auf das Sorgerecht für die Kinder. Derartige Streitigkeiten sind durchaus verbreitet und Familienrichter*innen können davon ein trauriges Lied singen. Bei zweigeschlechtlichen Paaren wird dies nicht an die große Glocke gehängt, bei anderen gilt es als Defizit der abweichenden Form. Allerdings kann bei Co-Parenting-Konstellationen begründet vermutet werden, dass das Potential für Streit und Konflikte bei dem meist lange vorbereiteten und durchdachten Co-Parenting weniger ausgeprägt sind (siehe Kapitel 6.3, 6.4). Ökonomische Abhängigkeiten als Konfliktgründe kommen ebenfalls seltener vor als in Liebespaaren (Kapitel 6.2). Auch können mehrere Beteiligte oft auf einen Streit deeskalierend wirken (Kapitel 6.5, 6.6). Aber in

26 Die Stellungnahme findet sich unter <https://www.feministischer-juristinnentag.de/fachstellungnahme.html> (Zugriff 11.2.2020).

jeder Konstellation sind Konflikte und Verletzungen möglich – gerade, wenn es um die Kinder geht. Zahlen zu Trennungen von Co-Elternschaften existieren keine. Es dürften sich aber rein anteilmäßig schon allein deswegen deutlich weniger Co-Eltern trennen als Ehepaare, weil Co-Eltern ja gar nicht wie ein Paar ›zusammen‹ sind. Dies und wie hier Konfliktlösungen im Trennungsfall aussehen, wären wichtige Fragen für weitere Forschungen (siehe Kapitel 8).

7.5 Zu viel (an) Eltern für die Kinder?

Kinder stehen hier nicht im Zentrum, Co-Elternschaft ist aber ohne Kinder nicht möglich. Zumindest cursorisch soll daher ihre Perspektive eingenommen werden. Kinder selbst wurden hier nicht direkt befragt, zumal alle noch sehr jung (wenige Monate bis elf Jahre) sind. Sie wären aber in zukünftigen Studien einzubeziehen. Da zwei Eltern umfassende Co-Eltern-Familien mit Blick auf die Kinder sich prinzipiell nicht von ehemals sich liebenden, getrennten Eltern unterscheiden, werden hier nur Mehrelternfamilien behandelt. Welche Schattenseiten könnten mehr als zwei Eltern haben, gibt es ein ›Zuviel‹ an Eltern? Wohl nicht, wenn man an das »ganze Dorf« denkt, das Kindererziehung benötigt. Dennoch können sich Folgen aus der Mehrzahl ergeben.

Als ein erster Aspekt erscheint die geballte Aufmerksamkeit von vier fürsorglichen Eltern, also eine mögliche Überbehütung, die für die Kinder anstrengend werden könnte. Wie Norbert Noon erzählt, stellte die permanente Kindeszentrierung aller Eltern ihr zunächst einziges Kind unter vierfache Dauerbeobachtung. Daher sei es für das Kind besser, wenn es ein »Geschwisterkind« bekäme. Wie Olaf Ohm sagt, erlaubte es das zweite Kind (Marca), »auch mal den Fokus der acht Augen von der Luisa mal zu nehmen, die da wirklich im Lupenbrennpunkt von uns allen war«. So konnte also die bisher auf ein Kind fokussierte Aufmerksamkeit und Dauerbeobachtung aller vier Eltern als potentielle »Helikoptereltern« (Norbert Noon) verringert und auf zwei Kinder verteilt werden. Um im Bild zu bleiben: Über dem Einzelkind Luisa im »Lupenbrennpunkt« der Mehrfach-Eltern (wo es schon mal heiß werden könnte) kreisten stets die elterlichen Helikopter, die zudem quantitativ mehr sind als im bürgerlichen Normalfamilienmodell mit nur einer potentiellen (Vollzeit-)Mutter beziehungsweise zwei Helikoptereltern. Zudem müssten die Kinder auch alles drei- oder viermal erzählen:

Olaf Ohm: Die sagen ja schon immer, »Muss ich's noch mal erzählen«./I: (lacht leise)/

Norbert Noon: Und »Das hab ich doch doch schon drei Mal gesagt«.

Olaf Ohm: Weil sie hat's natürlich dann auch schon drei Mal erzählt. Und muss es noch mal erzählen, wie der Ausflug in der Schule war.

Nun kann es auch gut in Zwei-Eltern-Familien vorkommen, dass die Kinder nicht beständig ihre Aktivitäten erzählen möchten. Auch lässt sich nicht sagen, ob die Aufmerksamkeit der vier Eltern nun wirklich so permanent und so geballt war und wenn ja, ob dies für Luisa schlecht, gut oder neutral war.²⁷ Die größere Zahl lässt sich aber abstrakt durchdenken: Theoretisch existieren in Mehrelternfamilien auch Erwartungen von mehr beziehungsweise von vier Eltern, die zu erfüllen sind, und – sehr theoretisch – zudem von bis zu acht (oder bei Patchworkfamilien vielleicht gar 16) Großeltern. Gedanklich klingt dies sehr anstrengend, denn es bedeutet die Vervierfachung, Verachtfachung oder Verunendlichfachung der Erwartungen. Umgekehrt nehmen, wie dargestellt, Sutterlüty und Mühlbacher mit Mead (1973: 196ff.) an, dass »wir ein umso reicheres Selbst entwickeln, aus je mehr Perspektiven wir uns zu betrachten lernen«. Sie vermuten daher, dass »Mehrelternfamilien ein idealer Ort für eine gelingende Individuation« (Sutterlüty/Mühlbacher 2018: 134) seien. Dies ist sicherlich plausibel, denn mehrere Perspektivenübernahmen erweitern die Sicht. Allerdings scheint es auch nicht unplausibel, dass es eine – nicht konkret und für jeden gleich bestimmbare – Schwelle bezüglich der Anzahl an primären signifikanten Anderen geben könnte. Die Übernahme der Sichtweise und die Erfüllung der Erwartungen – beziehungsweise schon alleine der Anspruch auf beides – von vier primären signifikanten Anderen (Eltern) plus womöglich acht (oder 16) Großeltern kann irgendwann vielleicht auch zu viel werden, wenn diese nämlich widersprüchlich sind. Allerdings lernen die Kinder dann vielleicht auch früh, mit der schon im Schul-, aller spätestens aber im Arbeitsleben irgendwann unausweichlich auf sie zukommenden Unmenge an unerfüllbaren Anforderungen und Erwartungen konstruktiv, grenzwahrend und selbstsorgend umzugehen. Und auch in Zeiten der Großfamilie hatten die Menschen, sagen wir die Urgroßmutter oder der Urgroßvater, auch eine weit über 16 hinausgehende Anzahl an Kindern, Enkel*innen, Urenkel*innen, Nichten, Neffen, Großnichten und -neffen sowie

27 Jedenfalls aber scheint der Punkt eine gute Begründung für die Familienerweiterung (gewesen) zu sein.

angeheiratete und weitere Verwandte, ohne eine beschädigte Identitätsentwicklung zu erleiden. Genau sind diese Fragen aber noch nicht erforscht: die einen nicht, weil sie in der Vergangenheit liegen, die anderen nicht, weil sie erst in Zukunft sichtbar werden.

Drei angrenzende weitere Punkte sind Überforderung der Kinder durch hohe Ansprüche, die Multiplikation der Care-Krise für Mehreltern-Kinder und mehr Streitmöglichkeiten. Zum ersten Punkt gibt Lina Lau-Mann, die in ihren eigenen Worten die »Sorge-Rolle« innehat, zu bedenken: Wenn Luisa später einmal Kinder in einer Zwei-Eltern-Familie haben würden, wäre es für sie unmöglich, sich an ihrer eigenen Kindheit mit vier fürsorgenden Eltern zu orientieren: Würde Luisa dies als Maßstab setzen, würde sie unweigerlich an den unerfüllbaren Ansprüchen an zeitliche und emotionale Verfügbarkeit scheitern – so ließe sich Lina interpretieren. Sie erzählt:

»Ich hab' letzters zu Luisa gesagt, ›Wenn du selbst mal Kinder möchtest, hab' nicht so 'n hohen Anspruch, das so zu machen (lachend), wie wir. Das äh überfordert dich bestimmt total.« [...] mir ist so durch den Kopf gegangen, oh Gott, was wir immer alles machen und das kann man über wenn sie sich uns als Vorbild nimmt später, das wär« auch nicht so toll. (lacht) Weil das kann sie gar nicht so leisten und umsetzen.«

Nun ist unbekannt, ob Luisa diese Ansprüche haben und ob sie überhaupt eine Familie gründen wird. Für ihre Mutter Lina Lau-Mann ist dies aber ohne Frage ein wichtiger Aspekt.²⁸ Dem zweiten Punkt mangelt es angesichts der Care-Krise nicht an gesellschaftlicher Brisanz: Das Kind oder die Kinder müssen später nicht nur ein oder zwei Eltern pflegen, sondern eventuell vier. Die Pflegesituation ist schon bei Zwei-Eltern-Familien oft eine große emotionale, zeitliche und finanzielle Herausforderung angesichts der teils katastrophalen Pflegebedingungen durch Personal-, Zeit- und Geldnot. Wie mag sich dann die Lage für ein Einzelkind mit vier Eltern zeigen, wenn sich die gesellschaftlichen Care-Bedingungen nicht grundlegend ändern und die demographische Entwicklung sich fortsetzt? Die Väter führen dazu aus:

Olaf Ohm: Es wird hoffentlich auf dem Pflegesektor gut, gut geregelt sein, äh weil sonst die zwei ein echt 'ne echt harte

28 Vielleicht auch, weil Lina Lau-Mann selbst den Eindruck hat, die hohen Ansprüche nicht immer umsetzen zu können? Oder um im gemeinsamen Vierer-Interview darauf hinzuweisen, dass sie (als Lina oder sie alle als Familie) sehr hohe Ansprüche hat/haben? Dies lässt sich nicht sicher sagen.

Norbert Noon: ein Problem kriegen

Olaf Ohm: Nummer kriegen, von der wir/Norbert: (lacht)/jetzt uns überhaupt kein Ausmaß machen. Wenn wir alle mal alt und klapprig sind oder pflegebedürftig. Da haben die natürlich, da dreht sich der Spieß natürlich um [...] die haben auf jeden Fall vier Eltern, die alt werden. [...] Das ist sicherlich noch mal (leicht lachend) 'ne harte Nummer.

Drittens verändern sich mit mehr Eltern auch die Interaktionsmöglichkeiten. Die dritte Person ist nicht nur ein potentieller Mediator (siehe oben), sondern sie kann auch gegen die anderen ausgespielt werden. Alle Eltern werden Versuche ihrer Kinder kennen, mit ihren Bitten und Wünschen zum weniger strengen Elter zu gehen und den Erfolg dann dem anderen Elter zu verkünden (»Aber Papa/Mama hat's erlaubt!«). Dieses Spielchen lässt sich natürlich auch bei drei oder vier Eltern spielen und die Elternpositionen können entsprechend ausdifferenziert sein (frei nach *good cop, bad cop* usw.). Aber alle Eltern werden einen Umgang damit finden – egal ob zwei, drei oder vier. Theoretisch ist es auch möglich, dass im Fall von Streit und Trennung von Teilen der Eltern die Linien komplexer werden, und es kann eventuell mehr abwesende Väter geben. Auch wenn sich Elternteile nach einer Trennung neu binden, steigt die Zahl der Eltern oder der Partner*innen der Eltern. Allerdings sind empirisch wenig Anzeichen dafür zu finden, dass dies häufig ausgedehnt stattfindet – die theoretisch mögliche Komplexität der Verhältnisse ist erheblich größer als die faktische. Die meisten Mehreltern bleiben zusammen Mehreltern.

Insgesamt ist dieses Thema weder für Co-Eltern von Anfang an noch für Co-Eltern nach Trennung und Scheidung abschließend untersucht. Ebenso weiß man noch nicht genau, ob es positive oder negative, keine oder (wie meist) ambivalente, langfristige psychologische Folgen haben wird, wenn Kinder drei oder vier oder fünf Eltern statt zwei haben. Auch einige psychoanalytischen Modelle bedürften wohl der Ausweitung. So sind etwa die ödipale Triade, die die Vater-Mutter-Dyade umfasst, und etwa das Phänomen des abwesenden Vaters mitsamt dessen möglichen Folgen für die Kinder psychologisch und psychoanalytisch gut bekannt und erforscht (allerdings auch umstritten). Für die elterlichen An- und Abwesenheiten bei Mehreltern-Konstellationen und deren Folgen scheint es noch keine ausgereiften psychologischen und psychoanalytischen Modelle zu geben.²⁹

29 Judith Butler (2001: 93f.) hat immerhin versucht, die ödipale Triade feministisch-dekonstruktiv zu wenden, indem sie die Frage aufwarf, was sich ereignet hätte, wäre die

Bekannt ist allerdings, dass sogenannte ›Normalformfamilien‹ verschiedene, nicht gerade positive psychische Folgen haben können (siehe Kapitel 2 und 3): Negative psychische Konsequenzen können insbesondere auftreten bei körperlichen und seelischen Gewalterfahrungen, Traumatisierungen und Misshandlungen, die die Kinder in der familialen Privatheit erleben können. Ebenso bei Konflikten, Streit und Gewalterfahrungen der zentralen Bezugspersonen untereinander, wovon die Kinder oft mehr Schaden nehmen als von einer frühzeitigen und geordneten Trennung der Eltern. Negativ auf die psychische Entwicklung können sich auch einschränkende, rigide Erziehungsstile, extrem leistungsorientierte oder autoritäre Vorgaben auswirken.

Nach allem, was man weiß, und das hier nur kurz, sind Liebe und Geborgenheit, Verlässlichkeit und das erst aus alldem entstehende Urvertrauen das Wichtigste und Entscheidende. Liebe, Zuwendung und intersubjektive Anerkennung, Achtsamkeit, Zuverlässigkeit, Sicherheit und Geborgenheit scheinen als die zentralen Grundlagen für eine positive Entwicklung der Kinder. Das Geschlecht, die geschlechtliche Orientierung und der Verwandtschaftsgrad der Eltern als solche haben dabei keinen Einfluss auf die psychische Versehrtheit oder Unversehrtheit der Kinder. Manche Studien zeigen sogar, dass Kinder aus Regenbogenfamilien aufgrund ihrer Geplantheit und oft überdurchschnittlichen materiellen und kulturellen Ressourcen (Einkommen, Bildung) sogar Vorteile haben. Wie dem auch sei: Es ist einsichtig, dass die Qualität der Elternbeziehung und der Eltern-Kind-Beziehung der entscheidende Faktor darstellt. Alles weitere müsste zukünftig genauer erforscht werden – und zwar mit allen relevanten Einflussfaktoren.

Dabei erscheint es insbesondere so, als würde die psychische Unversehrtheit der Kinder und der Bevölkerung vor allem von den gegenwärtigen gesellschaftlichen Bedingungen bedroht und nicht von der Anzahl, vom Geschlecht oder der sexuellen Orientierung der Eltern. So ist es noch relativ wenig erforscht, welche Folgen die gegenwärtige gesellschaftliche Mainstreamorganisation des Lebens für die Kinder von heute, gestern und morgen haben wird: Welche psychischen Folgen haben die ausgedehnten Arbeitszeiten, die enorme Erwerbs- und Leistungszentrierung, die gesellschaftliche Vereinseitigung auf Effizienz, Funktionieren und Leistungserbringung schon ab dem Kindergartenalter oder gar ab Geburt? Welche Folgen hat es für Kinder, wenn sie

Psychoanalyse nicht von Ödipus, sondern von Antigone ausgegangen. Vielen Dank an Mona Motakef für diesen Hinweis.

nicht in den privilegierten Schichten aufwachsen, sondern mit weniger ökonomischen Ressourcen und mit weniger Bildungskapital? Wie wirkt sich die Ökonomisierung der Zeit und Freizeit und die Verdrängung von Muße und kreativem Freiraum zur Persönlichkeitsentwicklung aus (einiges dazu: Wimbauer/Motakef 2020a)? Und wie die Angst vor politischen Entwicklungen, vor der Zerstörung der Umwelt und unserer Lebensgrundlagen, wie das Wissen um weltweite Kriegshandlungen, Terror, Hunger, Zerstörung und ungezähltes Leid? Spätestens die Zukunft wird es zeigen – doch dann ist es womöglich zu spät, um destruktive Folgen zu vermeiden. Doch um dies auszudiskutieren, bräuchte man eine ganze weitere Buchreihe.

7.6 Herausforderungen für die ›Liebe‹ jenseits und diesseits romantischer Paarliebe

Kommen wir zurück zur Liebe, befindet sie sich doch mit im Mittelpunkt dieses Buches. Wie steht es um Elternbeziehungen, die nicht durch romantische Liebe fundiert sind? Was hält diese zusammen? Gibt es Fliehkräfte, etwa logistische Komplikationen oder Eifersucht, die die Elternbeziehung destabilisieren können? Und was stellt schließlich die gesamte Co-Eltern-Familie auf Dauer, wenn es nicht die (Idee der) romantische(n) Liebe ist?

Normalisierungen im Elternglück (*once again*)

Zu Co-Eltern-Familien jenseits der romantischen Liebe gibt es kaum Studien, anders als zu nichtheterosexuell gelebter Elternschaft. Wie ausgeführt, werden hier mit Blick auf die Gleichgeschlechtlichkeit der Eltern gesellschaftlich-normative Erwartungen verletzt. Dieser Normbruch, so zahlreiche Studien, könne teilweise geheilt werden durch verschiedene Normalisierungen. Tichy und Krüger-Kirn (2020) analysieren anschaulich die Darstellung von lesbischer Elternschaft in zwei Elternzeitschriften. Sie zeigen, dass die »Gleichgeschlechtlichkeit« (Tichy/Krüger-Kirn 2020: 113) der Eltern eine »komplizierte Ausgangsbedingung« (ebd.) darstellt, welche aber »im Namen der Liebe überwunden werden kann. Im Namen der ›ganz großen Liebe‹ (Eltern 2011) scheint alles möglich, ›sogar‹ homosexuelle Elternschaft, denn ›Wo Liebe ist, da ist auch ein Weg‹ (Eltern 2011)« (ebd.). Die Mütter könnten im Namen ihrer (gleichgeschlechtlichen) Liebe die Familie als »Ort des Glücks« (ebd.) und als »Sehnsuchtsort« (ebd.) erfolgreich beschwören.

Nun ließe sich folgern, ohne romantische Liebe der Mütter zueinander funktioniere diese Beschwörung nicht. Dem ist aber nicht so: Vielmehr können bei der erfolgreichen Berufung auf Familie als Sehnsuchtsort auch das Elternglück und das höchste Glücksversprechen der Familie (wie auch Nay 2017 argumentiert und wie oben gezeigt) das Entscheidende sein – unabhängig nicht nur von Geschlecht und Begehren, sondern auch unabhängig von Lebensweisen der Eltern. Alles um der Kinder Wohl und Willen – dies scheint das grundlegende Fundament der Co-Eltern-Familien zu sein. Dies und das darauf aufbauende, ihnen nicht vorzuenthaltende und nicht vorenthaltbare Elternglück ist es, worum sich alles dreht. Durchaus klug, möchte man meinen, angesichts des schönen Scheins und des oft unerreichbaren Sehnsuchtsortes, die romantische Liebe durchaus auch darstellt. Damit ist man gleichzeitig bei vorromantischen Elternbeziehungen angekommen, in denen es keine Liebesbindung der Eltern gab, sondern ein möglichst vernünftiges und pragmatisches Zusammentun und Zusammenwirken der Eltern. Und man ist bei den vielen gegenwärtigen Eltern angekommen, denen die allemal flüchtige romantische Liebe abhandengekommen ist. *Same, same* (genauso) – möchte man sagen, *but different* (wenn auch anders genauso): Normativ scheint die Bedeutung von romantischer Liebe in der Gesellschaft ungebrochen hoch.

Wechselseitige Achtsamkeit der Co-Eltern

Könnte aber auch etwas problematisch daran sein, romantische Liebe und Elternschaft pragmatisch zu trennen? Der Fokus aller Co-Eltern liegt auf den Kindern und deren Wohl und Glück, wofür gemeinsam und bestmöglich gesorgt wird. Wie sich andeutete, kann aber mitunter die Frage virulent werden, wie Achtsamkeit und Aufmerksamkeit zwischen den Co-Eltern stets aufrechterhalten seien. Schon zwei sich liebende Eltern verlieren sich bisweilen als Paar nach der Geburt von Kindern und im Familiendasein, weil sich sämtliche Zeit und Sorge auf das Baby und auf die Kinder richtet. Wie sollte es Co-Eltern hier grundlegend anders ergehen? Es ist für alle (neuen) Eltern eine Herausforderung. So reflektiert auch Jochen König mit Blick auf ihn und Co-Mutter Marie:

»Wir müssen versuchen, auch ohne Paarbeziehung sensibel und aufmerksam aufeinander Acht zu geben, uns gegenseitig auch emotional zu unterstützen und immer wieder miteinander zu reden.« (König 2015: 167f.)

Dies ist schon in einer romantischen Zweierbeziehung vermutlich eine der größeren Herausforderungen einer Familiengründung. In Co-Eltern-Familien vielleicht noch mehr, denn hier wird ja die dyadische Höchstrelevanz und die Abwertung von allem anderen als dem oder der geliebten Anderen im Namen der romantischen Liebe nicht einmal normativ gefordert. Die Vereinbarkeitserfordernisse und -schwierigkeiten bringt auch ein von Schlender Befragter zum Ausdruck:

»Das ist ganz schön schwierig, Paarbeziehung zu leben und gleichzeitig Eltern zu sein, [...] da bleibt zwangsläufig was auf der Strecke, da sind wir ständig so gestresst und müde und so, dass wir keine Zeit haben, uns um Paarbeziehung und um uns zu kümmern.« (Schlender 2019: 62)

Einlösbar ist die Forderung nach Höchstrelevanz des geliebten Anderen aber auch in der romantischen Paarbeziehung oft nicht, denn sobald ein Kind geboren wird, ist es erst einmal dieses schutzlose und bedürftige Wesen, dem alle Höchstrelevanz und Aufmerksamkeit zuzukommen hat. In Co-Eltern-Beziehungen fehlt zwar der normativ vorgesehene wechselseitige Achtsamkeitszwang, aber es kann auch keine unerfüllbare Normenkollision der Höchstrelevanz des Kindes vs. der Höchstrelevanz des geliebten Anderen geben – Vorteil und Nachteil in einem. Auch hier ließe sich die bereits erwähnte indisch-thailändische Redewendung bemühen: *Same, same – but different*. Genauso, wenn auch anders (genauso).

Verschiedene Formen von Liebe

Sind Co-Eltern-Beziehungen damit liebesfrei oder lieblos? Mitnichten. Dass die Liebe zu den Kindern das grundlegende Fundament ist, wurde bereits mehrfach dargelegt. Daneben existieren weitere, unterschiedliche Formen von Liebe in den Familien, wenngleich die romantische Liebe wegen ihrer hohen normativen Präskription und (sozialen) Erwünschtheit immer auch eine latente Referenzfolie ist. Dies wird ansatzweise deutlich in der Antwort von Co-Mutter Maria Maut auf die Frage, welche Rolle denn Liebe in ihrem Leben spiele. Sie sagt:

»Liebe? Na ja, eigentlich nur, was wir hier in der Familie so an Liebe rumdümpeln (leicht lachend) haben. (lacht leise) So. Hauptsächlich die der Kinder.«

Für sie ist an erster Stelle die Liebe von den Kindern (neben der Liebe zu den Kindern) zu nennen:

»Und das meiste eben von den Kindern, wie gesagt. Kinderliebe. [...] Aber das ist ja auch ganz, ganz wichtig. Und ganz, ganz schön. Wenn man weiß, dass man da liebgehabt wird und dass die dann auf einen zukommen und wenn ich morgens hier runterkomme zum Frühstück [...]. So, das ist schön. Also das ist echt, da freut man sich. Ja.«

Aber auch zu Leon Loon, einem der beiden Co-Väter, habe sie eine liebesähnliche Beziehung, sei es doch so,

»dass wir uns auch lieb haben. Also dass wir uns wichtig sind und 'ne? Das ist ja sicherlich auch irgendwie eine Grundlage, auch für diese Art Beziehung, die wir haben oder diese Art Familie, dass man sich auf irgendeine Art liebhat.«

Viele Co-Eltern bezeichnen ihre Beziehung als Freundschaft, als freundschaftliche Liebe oder als andere Form von Liebe, für die es an Bezeichnungen mangelt. Oft bestand bereits vor der Elternwerdung eine Freundschaft, oder eine solche ist nach einem positiven Kennenlernen entstanden. Auch kann sich eine zunächst lockere Freundschaft im Lauf der Zeit in eine verbindliche, tiefere, durch die Kinder zusammengeschweißte Bindung verwandelt haben. So erzählt Norbert Noon:

»Wir waren ja erst vorher lose befreundet. Es, nicht engste Freunde, sondern so was, das man gute Freunde oder Freunde nennt. Und dann hat sich das natürlich in dem Moment geändert, wo wir uns für dieses Projekt entschieden haben. Das hat natürlich was geändert und dann wie die Mira schwanger wurde, und das hat natürlich dann zusammengeschweißte, das hat natürlich ab dem Zeitpunkt, hat es sich geändert. Und dann natürlich noch mal in 'ne andere Stufe, nach der Geburt, wie die Kinder da waren.«

Der Begriff Liebe selbst ist allerdings offenbar weitgehend der romantischen Liebesidee vorbehalten. Zudem ist es für einige (Co-Eltern wie Liebes-Paare) auch schwer, über Liebe zu sprechen, exemplarisch für den zweiten Co-Vater mit Maria Maut. Sie führt aus:

»Er kann da nicht so drüber reden, also nicht so, dass er mich nicht liebhat, das hat er neulich grade gesagt. Aber für ihn ist das ganz schwierig, da irgendwie mehr drüber zu reden.«

Liebe gibt es also in verschiedenen Formen, wie eingangs erwähnt etwa als freundschaftliche Liebe (*Amicitia* oder *Philía*), als Nächstenliebe (*Caritas*) und liebende Herzengüte (*Metta*), als verbindliche Bindung, wechselseitige Zuneigung, Achtsamkeit und Verlässlichkeit. Romantische Liebe ist hierbei nur eine spezifische Form, die nicht zwingend für Familie erforderlich ist. Allerdings scheint sie als Idee doch weiterhin sehr wirkmächtig.

Co-Eltern-Liebe und romantische Liebe: Kollision oder Koexistenz?

Wie eben deutlich wurde, kann es herausfordernd sein, wenn verschiedene moralische Verpflichtungen gleichzeitig aufgerufen werden. Dies betrifft nicht nur die Höchstrelevanz des Kindes versus die wechselseitige Achtsamkeit der Co-Eltern. Dies kann auch relevant werden, wenn die Liebe/Beziehung der beiden Co-Eltern mit einer möglichen oder tatsächlichen neuen oder bestehenden romantischen Liebesbeziehung zu einer dritten Person (ggf. als weitere Co-Eltern) zusammentreffen. Virulent werden dabei unter Umständen sehr vereinfacht erstens (logistische) Fragen der zeitlichen Unvereinbarkeit aller Beziehungen, zweitens emotionale Fragen im Kontext etwa von Eifersucht und drittens ein Konkurrieren um Verbindlichkeit.

So kann es erstens zu einer zeitlichen (Un-)Vereinbarkeit von Co-Elternschaft und zusätzlicher romantischer Paarbeziehung kommen, was Schlender (2019: 62) als »Überforderung einer Vereinbarkeit von Paarbeziehung und Elternschaft« fasst. Dabei stellen sich zeitliche Fragen der Vereinbarkeit, sprich: der Unmöglichkeit, in begrenzter Zeit allen eigenen, familialen und liebespaarbedingten Anforderungen und Vorstellungen nachkommen zu können. Dies wurde bereits an einigen Stellen ausgeführt und wird in verschiedenen Interviews angedeutet. Auch einige der von Schlender Befragten adressieren die »Überforderung einer Vereinbarkeit von Paarbeziehung und Elternschaft« (ebd.), wenn diese voneinander getrennt sind.³⁰ Deutlich wird auch in ihrer Untersuchung die dann erforderliche »Anstrengung, alltägliche Räume für Austausch zu finden, für Nahbeziehungen egal welcher Art, innerhalb einer Leistungsgesellschaft, die Vollzeitlohnarbeit und Vereinbarkeit von Familie und Beruf als Norm setzt« (ebd.).

Zweitens kann es auch zu einer emotionalen Überforderung einer Vereinbarkeit von Paarbeziehung und Elternschaft für Eltern, Kinder und Lie-

30 Wie erwähnt, kann dies aber auch sein, wenn die Eltern sich in einer gemeinsamen Paarbeziehung befinden.

bespartner*innen kommen. Aus der Forschung über die Lebenszusammenhänge Alleinerziehender wird bisweilen berichtet, dass das Eingehen einer neuen Liebesbeziehung für Kind(er) und Eltern nicht immer einfach ist: Etwa aus der Befürchtung heraus, der neue romantische Liebespartner (oder die neue Partnerin) würde vor dem Bündel an Verantwortung womöglich abgeschreckt, er (sie) möchte vielleicht generell keine Verantwortung für Kinder oder nicht für nicht leibliche, vielleicht will er oder sie auch noch weitere eigene Kinder. Zu lesen sind auch kindbezogene Aspekte, etwa die Sorge, das Kind akzeptiere die neue Person nicht, die womöglich mit dem Kind um die Liebe und Aufmerksamkeit des hauptorgenden Elters konkurriert. Schließlich steht einer neuen Liebesbeziehung bisweilen die Befürchtung entgegen, dass die zeitlichen Ansprüche und Bedürfnisse aller Beteiligten und aller gesellschaftlichen Erfordernisse statt zur realen Einlösung zur Quadratur des Kreises mutieren. All dies ist nicht spezifisch für Co-Eltern, sondern betrifft alle Patchworkfamilien.

Bisweilen ist in emotionaler Hinsicht auch Eifersucht ein Thema. Man mag vielleicht denken, Eifersucht sei nur ein Thema bei romantischer Liebe. Hier ist sie besonders ausgeprägt möglich, da (fast nur) hier ein Exklusivitätsanspruch normativ eingelassen ist. Sie kann aber auch bei der Liebe zu und von den Kindern, unter Freunden, Geschwistern oder sogar Kolleg*innen auftreten. Da auch das Thema Eifersucht ganze Bücher füllen könnte (und füllt), sei Eifersucht nur sehr knapp und vorwiegend auf die Beziehung zwischen den Co-Eltern sowie im weiteren Sinne zwischen einem Co-Elter und Partner*innen eines anderen Co-Elter fokussiert. Hier kann es sein, dass unterschiedliche Emotionen aneinanderstoßen. Vielleicht lieben sich die beiden Co-Mütter, aber durch die Geburt des Kindes und das plötzliche Hinzu-kommen eines oder zweier zusätzlicher Co-Väter wird die Mütter-Beziehung (zumindest kurzzeitig) irritiert. Oder ein Männerpaar ist zunächst glücklich verliebt, einige Jahre nach der Familiengründung mit einer befreundeten Co-Mutter versteht sich aber ein Co-Vater besser mit der Co-Mutter als der andere und jener wird eifersüchtig oder fühlt sich ausgeschlossen. Bei vielen ist Eifersucht hingegen, so erzählen sie im Interview, weniger oder gar nicht relevant. So würde Nobert Noon Eifersucht sowieso »nicht kennen« und Olaf Ohm sagt: »Ich bin eh kein eifersüchtiger Mensch, auch in unserer Beziehung gibt, sind wir völlig (leicht lachend) uneifersüchtig«. Ähnlich Maria Maut. Ge-fragt, ob Eifersucht für sie ein Thema ist, sagt sie,

»überhaupt gar nicht. Weil von Anfang an, also ich weiß ja, dass die ein schwules Paar sind. Und also weder Eifersucht auf körperlicher Ebene irgend also gar nicht. Nie gewesen. Auf, ja, wie sagt man das? Geistiger, mentaler irgendwas, auch überhaupt gar nicht, weil ich sofort wusste, was ist, und ich gleich wusste, für mich ist das super so. Ne?«

Sie scheint auch keine romantische Beziehung anzustreben, sondern ist mit genau ihrer Familienform vollends zufrieden. Wenn aber ein (potentielles) Co-Elter weiter an die romantische Liebe glaubt und sie anstrebt, kann dies eventuell durchaus zu Komplikationen führen. So stehen bei der Co-Mutter Lena Moll »Kind und Partnerschaft [...] in einem Spannungsverhältnis« (Bender/Eck 2020: 49), während eine von Leoni Linek Befragte vollends nicht von einer Co-Elternschaft zu überzeugen ist, da eine solche für sie mit ihrem Liebesleben – in dem sie eine romantische Beziehung vorsieht – nicht vereinbar ist.

Zudem kann es theoretisch auch mit Blick auf die Kinder zu Eifersucht kommen, wenn sich ein Elter von den Kindern weniger geliebt fühlt als die anderen Eltern – aber auch das kann in jeder Zwei-Eltern-Familie ebenso vorkommen. Viele gehen sehr gelassen mit Abstufungen an Nähe und Vertrautheit mit Blick auf die Kinder um, etwa ein Co-Vater in einer Vierer-Konstellation, der nicht biologischer Vater ist:

»Ich glaube, die haben ein emotional tieferes Verhältnis zu [biologischer Vater, Anonym.d.V.] und [biologische Mutter, Anonym.d.V.]. Weil's auch die richtigen Eltern sind, sind's auch für sie. Und ich, da steh ich glaub ich so einen halben Schritt hinter. Die [Co-Mutter, Anonym.d.V.] sicherlich auch. Aber das macht mir keine Eifersucht. Das ist ja nun auch mein Platz. Da will ich mich auch jetzt gar nicht vordrängeln und das [...] tut mir jetzt nicht weh. Es ist, wär' natürlich schön, wenn's ganz gleich, aber das geht nicht [...] Das ist nichts, was mich unglücklich macht. Das, wenn's mich unglücklich macht, dann hätte ich, Augen auf bei der Berufswahl, dann hätt' ich eben nicht sagen sollen, ich bin der Co-Vater. [...] Aber das ist natürlich ein Ding, das musst du natürlich auch mal mit dir kurz klar machen. Aber da bin ich sehr zufrieden mit.«

Eifersucht ist also ein mögliches Phänomen, aber sie scheint in Co-Eltern-Konstellationen nicht häufiger als in anderen Beziehungen aufzutreten und/oder man stellt sich von vornherein darauf ein. Vielmehr scheint es eher romantische Liebe zu sein, die dafür tendenziell anfälliger ist. Im

Prinzip ist Eifersucht aber stets und besonders dann möglich, wenn es ein ausschließendes Besitz- oder Anspruchsdenken gibt und wenn die Vorstellung eines Mehr-oder-Weniger, eines Besser-oder-Schlechter geistig oder emotional wirksam ist. Das heißt, es gibt keine Beziehungsform, die per se vor Eifersucht gefeit wäre. Sie ist eher eine Frage der eigenen Haltung – etwa: besitzindividualistisch-exkludierend oder offener, kompetitiv oder integrativ – denn der Beziehungsform an sich.

Schließlich kann es zu Anspruchskollisionen bezüglich der Verbindlichkeit zwischen Elternbeziehung und der Beziehung zu Liebespartner*innen kommen. So spiele nach Schlender (2019: 63) »die Sorge um ein ›Konkurrieren‹ um Verbindlichkeit« (ebd.) in Co-Elternschaften eine Rolle. Während Verbindlichkeit, so Schlender (2019: 64) mit Bezug auf Roseneil/Budgeon (2005), in heterosexuellen Paarbeziehungen gesellschaftlich normiert sei,³¹ könne eine neue Paarbeziehung die Verbindlichkeit in der nicht-normierten³² Co-Elternschaft destabilisieren. Allerdings scheint es sich bei den Ausführungen Schlanders um Gedanken der von ihr Befragten vor der Co-Eltern-Familiengründung zu handeln, wie sie auch in Kapitel 5 angesprochen wurden. Bei den hier untersuchten Co-Eltern hat sich niemand der Elternverantwortung entzogen. Theoretisch ist aber natürlich die Möglichkeit eines Konkurrerens um Verbindlichkeit zwischen Co-Eltern, Kind(ern) und neuen Partner*innen nicht auszuschließen, gerade vor dem Hintergrund der enormen Liebes- und Paarnormativität der Gesellschaft. Vermutlich würde eine gesellschaftliche Abkehr von der extremen Liebes- und Paarnormativität die Verbindlichkeitskonkurrenz durch eine irgendwann vielleicht attraktivere Liebesbeziehung deutlich verringern.³³

Hierzu drei anschließende Anmerkungen: Erstens scheint bei den Co-Eltern der Wunsch nach Kindern so groß, dass sie ihn in der Regel dem Wunsch nach einer romantischen Liebesbeziehung voranstellen. Zweitens ist

31 Und, so ist zu ergänzen, wie dargelegt für die Ehe auch rechtlich institutionalisiert und festgeschrieben ist.

32 Und rechtlich nicht institutionalisierten.

33 Wie auch das bisweilen verbreitete Leiden und die Einsamkeit von sogenannten »Singles« dadurch verringert werden könnte. Menschen ohne Paarbeziehung sollen hier nicht per se bemitleidet werden, aber Einsamkeit – besonders, wenn auch nicht nur im Alter – scheint mittlerweile ein gesamtgesellschaftliches Problem zu sein und kann die Gesundheit und Lebensqualität ganz erheblich beeinträchtigen. In Großbritannien wurde daher 2018 ein Ministerium für Einsamkeit eingerichtet. Auch dieses Thema wäre Stoff für einige weitere Bücher.

es in Fällen, in denen ein Paar mit einer einzelnen Person oder zwei Paare gemeinsam Co-Eltern werden, selten, dass Partner*innen-Liebe mit Elternliebe kollidiert, da sich in der Regel die Beteiligten für diese Konstellation informiert entschieden haben. Drittens und grundlegend ist Verbindlichkeit niemals gesichert. Zwar wird Verbindlichkeit im bürgerlichen Familienmodell durch die institutionalisierte und gleichsam naturalisierte Absicherung des In-Eins-Fallens von sozialer, biologischer und rechtlicher Elternschaft der sich liebenden Eltern und mit diversen daran gekoppelten Rechten und Pflichten zu sichern versucht. Allerdings ist auch hier trotz aller Absicherungsversuche die tatsächliche Verbindlichkeit nie garantiert. Nicht immer ist die Kleinfamilie Hort des Friedens und der Freude, nicht immer ist die Ehe Hort der Liebe und der Treue. Nicht alle rechtlichen Eltern sorgen im Sinne des Kindeswohls für diese, nicht alle kommen ihren Unterhaltungspflichten nach. Nicht die Form ist entscheidend, sondern die Haltung. So exemplarisch für viele Lina Lau-Mann, die sich nachdrücklich gegen die Unterstellung wehrt, Kinder in Regenbogenfamilien würden grundsätzlich Schaden nehmen. Sie fordert mehrfach einen gesellschaftlichen Diskurs und Grundsatzdiskussionen darüber – und über das Kindeswohl generell. Ihre Wut und ihr Kampf um Anerkennung werden vermutlich noch bestärkt durch ihren professionellen erzieherischen Hintergrund, auf den die von ihr wahrgenommene Infragestellung und Aberkennung ihrer hohen persönlichen und professionellen Erziehungskompetenz trifft:

»Grundsatzdiskussion fänd' ich TOTAL, also das find' ich IMMER wieder, ob da Kinder in homosexuellen Familien, ob's denen gut geht oder nicht. GRUNDSÄTZLICH geht's ihnen da schlechter. Da könnt' ich grad, da krieg ich die Krise, weil grundsätzlich, ich hab' halt mit, ich hab' in 'ner Tagesgruppe gearbeitet für verhaltensauffällige Kinder, ich hab' am Brennpunkt gearbeitet, und ich kann Sch Geschichten erzählen aus heterosexuellen Familien, da glaubt man nicht mehr an das Gute im Menschen, weil es tatsächlich SO böse, böse, böse abgehen kann in heterosexuellen Beziehungen mit Kindern, ja? Was die da abkriegen. Das wird NIE irgendwo erwähnt, ja? Es ist so 'n bisschen immer dieses Pauschalisieren, dieser Populismus, den find ich grade sehr armselig.«

Erneut lässt sich hier mit dem Fazit schließen: Nicht die Familienform – heterosexuelle Kleinfamilie, Alleinerziehende, Co-Eltern-Familien, Mehrelternfamilien, gleichgeschlechtliche Eltern, Patchworkfamilien, Großfamilien – ist ausschlaggebend. Die Haltung der Familienmitglieder ist es.

7.7 Zwischenfazit: Andauernde Ungleichheiten, Absicherung der Elternverantwortung

Einige Aspekte dieses Kapitels sollen kurz zusammengefasst werden. Da Kapitel 8 ein Fazit der wesentlichen Überlegungen bietet, geschieht dies nur sehr knapp: erstens mit Blick auf fortbestehende Ungleichheiten, zweitens hinsichtlich besserer rechtlicher und institutionalisierter Absicherung der Elternverantwortung.

Fortbestehende Ungleichheiten, Anerkennungsdefizite, Verletzungen

Deutlich wurde erstens, dass auch in Co-Eltern-Familien geschlechterdifferenzierende Ungleichheiten bestehen, die aus heterosexuellen Partnerschaften mehr als bekannt sind. Vor allem leisten Frauen und (Co-)Mütter mehr Sorgearbeit, die in der Regel wenig anerkannt und oft unsichtbar gemacht wird. Zwar ist das Streit- und Konfliktpotential in Co-Eltern-Beziehungen kleiner als in Familien mit Liebesbeziehungen, in denen Frauen oft finanziell vom männlichen Verdienner abhängig sind und Liebeserwartungen enttäuscht werden können. Geschlechterdifferenzierende Zuschreibungen, Arbeitsteilungen und das Unsichtbarmachen der weiblichen Sorgetätigkeiten lassen sich aber genauso auch in Co-Eltern-Familien auffinden (*same, same*). Auch sind Verletzungen und Streit in Co-Eltern-Beziehungen nicht ausgeschlossen. Nicht nur in Liebesbeziehungen kann man verletzt und nicht anerkannt werden. Dies ist in allen Nahbeziehungen möglich, also auch in Freundschaften oder Co-Eltern-Beziehungen. Dabei lässt sich sagen: Die Person mit dem größten Interesse an der Aufrechterhaltung der Beziehung oder an etwas, was andere Beziehungspartner*innen (mit-)bestimmen, macht sie am meisten verletzlich – selbst, wenn faktisch alle von allen abhängig sein mögen. Aber je ›cooler‹ man(n) ist oder sich gibt, desto ›leichter‹ wird das eigene Leben. Mehr dazu in Kapitel 8.

Institutionalisierung elterlicher Verbindlichkeit und rechtliche Absicherung sozialer Elternschaft

Zweitens fehlen Co-Eltern-Familien, vor allem bei Mehrelternschaft, verschiedene Rechte. Insofern bedarf es hier vor allem der besseren rechtlichen Absicherung gerade von sozialer Elternschaft (Kapitel 7.4). Am Ende von Kapitel 7.6 wurde zudem die Frage aufgeworfen, wie sich die Verantwortung der

Eltern verbindlich und dauerhaft sicherstellen ließe, was womöglich durch eine neue Liebesbeziehung eines Co-Elter in Frage gestellt werden könnte. Dies scheint aber nicht die entscheidende Frage zu sein: Es ist ja nun wahrlich nicht so, als würden die Co-Eltern nur darauf warten, sich endlich ihrer Elternverantwortung zu entledigen und mit dem nächstbesten Liebespartner ins Bett oder in die Flitterwochen zu entschwinden. Vielmehr beklagen die Eltern deutlich ihre fehlenden Rechte (Kapitel 7.3, 7.4.) und erleben Ausgrenzungen, weil sie nicht in existierende Blaupausen und Deutungsmuster passen. Insofern ist ihre bessere rechtliche Anerkennung erforderlich (Kapitel 7.4) und gesellschaftlich bedarf es einer anderen oder zumindest zusätzlichen Fundierung von elterlicher Verbindlichkeit als durch die romantische Liebe.

In Co-Eltern-Familien ist die Verbindlichkeit der familialen Beziehung beziehungsweise des Daseins für die Kinder nicht durch die romantische Liebe und deren eheliche Institutionalisierung festgeschrieben. Sie muss anders bewerkstelligt werden. Dabei geht es aber nicht in erster Linie darum, Verbindlichkeit als etwas durch die Co-Eltern vermeintlich Bedrohtes zu beschützen. Vielmehr geht es darum, den Eltern rechtssichere Verbindlichkeit erst zu ermöglichen und zu sichern. In den letzten 100 oder 150 Jahren wurde diese Verbindlichkeit vor allem durch die extrem wirkmächtigen ideellen Konstrukte, Leitbilder und Deutungsmuster ›romantische Liebe‹, ›Blutsverwandtschaft‹ und ›Mutterliebe‹ hergestellt, auf denen die rechtliche Institutionalisierung der Familie aufruhte. Die erheblichen geschlechterdifferenzierenden Ungleichheiten, die damit generell einhergehen, und die rechtlichen Unsicherheiten für Co-Eltern-Familien wurden ausreichend herausgearbeitet. Die drei Konstrukte sind insofern und aus weiteren Gründen nicht besonders effektiv, sie stimmen nicht (mehr) mit der gelebten Wirklichkeit überein – und sind auch nicht notwendig.

Was aber hält dann die Co-Eltern-Familien zusammen, und was hält viele andere Familien zusammen? »Die Kinder«, wie auch Oda Ott, eine heterosexuelle Mutter (Wimbauer 2012) sagt. Wie dargelegt, und wie auch Nay (2017) aufzeigt, ist das Elternglück das grundlegende Fundament, also das Glück, Kinder zu haben. Es fundiert auch die Co-Eltern-Familien.³⁴ Dieses Eltern-

34 Neben der weiterhin wirkmächtigen ›Blutsverwandtschaft‹, auf die auch in vielen Co-Eltern-Familien hingewiesen wird und die regelmäßig bei sozialen Eltern nicht gegeben ist. Nun ist aber schon nicht ganz klar, was Blutsverwandtschaft herstellt: genetische Elternschaft oder auch ›nur‹ natale Elternschaft, also das Gebären eines Kindes, bei dem keine genetische Verwandtschaft bestehen muss, etwa bei der ROPA-Methode (siehe Peukert et al. 2020b). Zudem kann es genetisch verwandte Eltern ge-

glück ist allerdings nun eben kein genuin gemeinsames Eltern Glück, das sich wie in der romantischen Zweierbeziehung aus der exklusiven Liebe der Eltern zueinander ableitet und sich diese Liebe in den Kindern ausdrückt. Vielmehr ist es zunächst das kindzentrierte Glück von den jeweiligen Co-Eltern bezüglich der Kinder, welches dann auch eine Beziehung zwischen den Co-Eltern stiftet. Dafür gibt es noch kein Konstrukt und kein Leitbild äquivalent zur Idee der romantischen Liebe, zumal deren Erfindung ja auch ein enormer Kulturakt war. Doch ließe sich ein solches ideelles Konstrukt schaffen und neu erfinden, etwa Co-(Eltern-)Liebe. Diese wäre auch von einigen Ansprüchen entlastet, denn dauerhaftes gemeinsames Glücklichein ist dabei nicht erforderlich. Glücklichein wird ja hier über die Kinder sicher- oder wenigstens in Aussicht gestellt.

Insofern scheint sich hier als die der Familie – und der Elternbeziehung – zugrunde liegende gesellschaftliche Semantik und als das von dieser Semantik orientierte Gefühl die Elternliebe herauszukristallisieren. Elternliebe umfasst dabei neben dem starken Gefühl der Zuneigung zu den Kindern auch die unbedingte Sorge- und Einstandspflicht gegenüber den Kindern. Sie beinhaltet in der Regel auch eine wesentliche Erfüllung des individuellen Daseins durch die Elternschaft, jedenfalls für eine längere Phase im Leben. Anders als die romantische Liebe verzichtet sie aber auf ein Heilsversprechen durch das Kind und auf andere durch die geliebte Person uneinlösbare Ideen.

Um Missverständnisse auszuschließen: Damit soll die romantische Liebe nicht abgeschafft werden, ebenso wenig die heterosexuelle Kleinfamilie. Wer romantisch fundierte Familien gründen kann und will, dem sei dies vollkommen unbenommen. Doch warum sollten daneben nicht auch gleichwertige Familien existieren, die auf der Liebe zu den Kindern und der dauerhaften und zuverlässigen Sorge für diese fundiert sind und nicht auf der instabilen romantischen Liebe zu einem anderen Menschen? Ohne romantische Liebe mag Familie genauso gut gehen, und womöglich sogar noch besser, da im Zweifelsfall bei einem moralischen Dilemma nicht die Liebe der Eltern zueinander der Liebe zu den Kindern übergeordnet werden kann.³⁵

ben, die nicht rechtliche Eltern werden (können): eben bei ROPA, oder wenn ein genetischer Vater nicht als Vater eingetragen wird und eine Co-Mutter das Kind sukzessiv adoptiert. Schließlich wird Blutsverwandtschaft bei ehelich geborenen Kindern einfach angenommen, obwohl der Vater – anders als man über die Mutter sagt (*Mater semper certa est*) – eben nicht immer sicher ist: *Pater semper incertus est*.

35 So etwa in dem Film (2011 [2010]) nach der Erzählung von Haruki Murakami »Naokos Lächeln« (2001 [1987]): Midori Kobayashi, eine der Protagonistinnen, erzählt, wie ihr

Ein Rückgriff auf das Deutungsmuster der Mutterliebe macht dabei allerdings wenig Sinn: Das Konzept der Mutterliebe ist zutiefst vergeschlechtlicht, aber es soll ja gerade die Verantwortung aller Eltern normativ abgesichert werden. Daher ist auch eine Neudefinition des Konstruktes Vaterliebe nicht sehr zielführend, da dieses gleichermaßen vergeschlechtlicht ist. Eine vielversprechendere Möglichkeit wäre, zunächst das Deutungsmuster einer Männlichkeit oder Väterlichkeit zu stärken, bei welchem Sorge zentral ist (etwa Elliot 2016; Scholz/Heilmann 2019). Über diesen Weg könnte man schließlich zu einem umfassenden und geschlechterneutralen Konzept von Elternliebe gelangen, welches alle Eltern gleichermaßen betrifft. Elternliebe – die Liebe der Eltern zu ihren Kindern – wäre dann das Fundament der Familie, nicht mehr allein die sagenumwobene romantische Liebe der Eltern zueinander. Auch wäre Elternliebe weder auf zwei Personen noch auf zwei gegengeschlechtliche Personen beschränkt. Selbstredend handelt es sich dabei um einen längeren und komplexen Prozess. In diesem wäre normativ-institutionell in Gesetzen, gesellschaftlichen Institutionen und staatlichen Einrichtungen sowie umfassend im gesellschaftlichen Diskurs eine alle Geschlechter gleichermaßen umfassende Elternliebe als neue Anrufung und als gesellschaftliches und rechtliches Leitbild einzulassen. Das geht nicht von heute auf morgen. Aber auch der Siegeszug der romantischen Liebe war keine Angelegenheit von Monaten, sondern von Jahrhunderten.

Neben dieser kulturell-ideellen Fundierung von Familie durch ein erweitertes Deutungsmuster geschlechterübergreifender, nicht exklusiv dyadischer Elternliebe ist die familiäre Verbindlichkeit unabdingbar auch institutionell zu ermöglichen und abzusichern. Siehe hierzu Kapitel 8.3 und 8.5.

Vater nach dem frühen Tod ihrer Mutter (also seiner Ehefrau) wünschte, es wären doch besser die beiden Töchter denn die geliebte Mutter gestorben – ein Trauma, das Midori auch über den Tod des Vaters hinaus nie mehr loslässt.